This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

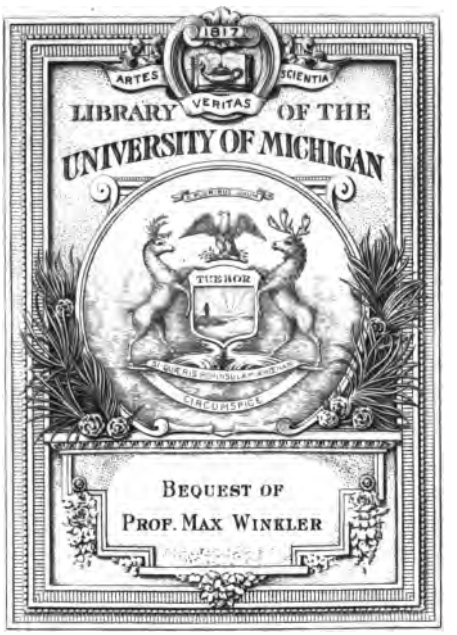
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PT
747
.R6
N95


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE
BEQUEST OF
PROF. MAX WINKLER

PT
747
.R6
M95

DIE

RITTER- UND RÄUBERROMANE.

EIN BEITRAG

ZUR

BILDUNGSGESCHICHTE DES DEUTSCHEN VOLKES

VON

CARL MÜLLER-FRAUREUTH.

HALLE A. S.
MAX NIEMEYER
1894.

Grad. 2
Winkler Bequest
1-8-31

Transfer to
S. J. Starke
1-6-69

Inhalt.

Vorbemerkung.

Allgemeines über die Entwicklung des Romans. Aelterer Ritterroman. Amadis S. 2. Schelmenroman. Robinsonade S. 3. Abenteurerroman. Familienroman (Richardson) S. 4. Werthers Leiden S. 5. Historische Romane S. 6.

Ritterroman. Leonh. Wächter S. 8 (Personen und Motive S. 9 ff.) Nachahmer S. 22. Ursprung Goethes Götz S. 25. Form und Sprache der Erzählungen Wächters S. 26, seiner Nachfolger S. 30. Kraftgenialität S. 33.

Einfluss des Räuberideals seit Schiller S. 35. Cramer S. 39 ff. Spiess S. 54 ff.

Ritter-, Räuber- und **Geistergeschichte** S. 56, veranlasst durch den Geisterunfug S. 64, Schillers Geisterseher S. 66. Geheimbundwesen S. 69.

Der **Räuberroman** auf italienischem Boden seit Zschokke S. 73. Vulpius S. 77 ff. Nachahmungen des Rinaldini S. 83. Räuberhelden der Wirklichkeit S. 90.

Beurteilung der Gattung S. 94. Roman und Verbrechen S. 96. Gegenmittel S. 97. Statistisches S. 103. Verleger S. 104. Nachwirkungen S 106.

Vorbemerkung.

Ueber Appells Darstellung der „Ritter-, Räuber- und Schauerromantik“ fällte Goedeke ein sehr abfälliges Urteil auf einem in seinem Nachlass aufgefundenen Blatte, welches mir seiner Zeit von Herrn Prof. Dr. E. Goetze übergeben wurde: „Anstatt eine Darstellung nach den historischen Voraussetzungen, nach dem individuellen Charakter des Phänomens und nach den Wirkungen zu geben, werden einige oberflächliche biographische Notizen hingeworfen, die Romane selbst nirgends analysirt. Mit Hülfe der Literaturzeitungen würde Appell eine Monographie haben liefern können, die dem späteren Literarhistoriker die Lektüre der Bücher hätte ersparen sollen.“

Folgende Arbeit, die zum kleinen Teile am 14. Febr. 1894 im hiesigen „Gemeinnützigen Verein“ vorgetragen wurde, soll die von Goedeke erhobenen Forderungen erfüllen. Dass sie aber auch Appell manches dankt, sei trotz Goedeke nicht verschwiegen. Die sonstige von mir benutzte Literatur habe ich verzeichnet in Goedekes Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung § 279 und 295.

Dresden. Dr. **Carl Müller.**

Das Jahr 1794 ist eines der wichtigsten für die deutsche Dichtung: dass man in unserer jubelfestfrohen Zeit bisher noch nichts von einer Feier des Tages gehört hat, an welchem Schiller und Goethe ihren von grösstem Segen für unser Volk begleiteten Bund schlossen, ist ein Beweis dafür, dass Goethe wie Schiller noch keineswegs vollen Besitz vom deutschen Herzen ergriffen haben. Wer wollte sich da wundern, dass vor hundert Jahren diese grossen Dichter nur eine kleine Gemeinde auserlesener Geister fanden, die ihre Schöpfungen mit wirklichem Verständnis entgegennahmen. Noch in seinem späteren Alter fühlte Goethe sich gedrungen, gegenüber Eckermann in bittere Klagen auszubrechen über die Teilnamlosigkeit der grossen Menge an seinen und Schillers dichterischen Bestrebungen. „Es können noch ein paar Jahrhunderte vergehen", rief er aus, „ehe bei unsern Landsleuten so viel Kultur eindringt und allgemein wird, dass sie gleich den Griechen der Schönheit huldigen. Was ist denn von unsern Sachen lebendig geworden, so dass es uns aus dem Volke wieder entgegen klänge? Von meinen eigenen Liedern, was lebt davon? Es wird wohl eins und das andere einmal von einem hübschen Mädchen am Klavier gesungen, allein im eigentlichen Volke ist alles stille."

In der That war das Volk still damals, wie vor hundert Jahren erst recht. Es sass emsig lesend — aber nicht zu seiner poetischen Erbauung, sondern zur müssigen Zeittötung, zur Stillung seiner Begierde nach einer bedenklichen, ja verwerflichen Kost. Während unsere beiden grossen Meister hoch über der dumpfen Menge stehend den edlen Feuerwein ihrer Dichtungen darbrachten, verschlang das Volk die Träbern, die gewissenlose Verleger ihm vorwarfen. Sie fröhnten lediglich

dem groben Unterhaltungsgelüste des ungebildeten Haufens, der freilich nicht bloss in der Tiefe zu suchen war. Abseits der hohen Bahnen, auf welche Goethe und Schiller die Gebildeten leiteten, arbeiteten eine Unzahl sogenannter Dichter nur für den Geschmack der Mittelmässigkeit, zum Teil allerdings hervorgelockt von den grossen Dichtern selbst, wenn auch ohne ihre Absicht. Dieses Geschlecht von Schriftstellern gab keine Musenalmanache heraus, sondern Romane und immer wieder Romane: an sie waren die Deutschen seit Jahrhunderten gewöhnt.

Seit dem Niedergange des Reichs, also seit dem Ende des 13. Jahrhunderts verlor die Dichtungsart, welche im Mittelalter ihre höchste Blüte erreichte, das Epos, immer mehr an Wert, je mehr die Deutschen das Bewusstsein ihrer Kraft und ihrer Gemeinsamkeit einbüssten. An die Stelle des höfischen Epos trat der Prosaroman, in dem die vornehmen Stände, besonders einige hochgestellte Frauen das ersterbende Rittertum wenigstens litterarisch noch festzuhalten suchten. Sie lösten entweder ältere deutsche Dichtungen in Prosa auf, wie den Herzog Ernst, Wigalois, Tristan, oder übersetzten Rittererzählungen aus fremden Sprachen, wie die Geschichte des natürlichen Sohns Karls des Grossen, Loher und Maller, die sagenhafte Geschichte des Hugo Capet, genannt Hug Schapler, das französische Novellenbuch vom Ritter vom Turn u. a.

Den Namen Roman, mit dem man ursprünglich in romanischen Ländern ein nicht in lateinischer, sondern in der Volkssprache geschriebenes Gedicht meinte, erhielt diese Gattung der mit Wundern und Zaubereien angefüllten Heldengeschichte von dem Werke, in welchem der Geist der Ritterdichtung am meisten fortlebte, dem Amadis von Gallien. Diese Bezeichnung deutet auf seinen Ursprung; wie die Artussage, an die er anknüpft, stammt er aus England oder Wales, kam nach Nord- und Südfrankreich und um die Mitte des 14. Jahrhunderts nach Spanien unter dem Titel: Roman in drei Büchern. Sehr bald ward er der Liebling der gebildeten Welt, fortgesetzt und erweitert, überhaupt vorbildlich für alle weiteren Erzeugnisse der Gattung. In alle möglichen Sprachen, sogar ins Hebräische übertragen, erschien er 1569 auch in deutscher Bearbeitung mit demselben Erfolge wie die spanische.

Der Held Amadis stand da als die Blüte der Ritterschaft: ein Held, der von Abenteuer zu Abenteuer geführt wurde, so dass er kaum Zeit fand, zwischen den einzelnen notdürftig zu essen und zu schlafen, der aber alle, selbst die gefährlichsten mit Kühnheit und Eleganz durchfocht; ein Held, der ausser seiner Tapferkeit durch das feinste hofmässige Benehmen, durch höchste Ritterlichkeit gegen die Damen glänzte, der mit der Treue gegen seinen Lehnsherrn den edelsten Rechtssinn vereinte und im Gegensatz zu der schlechten Zeitsitte jede Ungebühr hasste und befehdete. So ward denn dies Buch zum Liebling der Völker und zum lohnendsten Verlagsgegenstand für die Buchdrucker, die immer mehr Fortsetzungen auf den Amadis propfen liessen. Schliesslich rief aber die Einförmigkeit des ewig gleichen Inhalts aller dieser Romane, nicht weniger auch die verderbliche Wirkung der in ihnen lebenden Wunder- und Zauberwelt auf die Leser den Widerspruch einsichtsvoller Männer hervor. Zuerst in Spanien, wo zwar Beschlüsse der Cortes und Verfügungen des Königs nichts ausrichteten gegen die herrschende Mode, wohl aber die Feder eines Cervantes das hundertköpfige Ungetüm zu Falle brachte. In Deutschland übte der natürlich auch bald übersetzte Don Quixote nicht dieselbe befreiende Wirkung aus wie in Spanien. Der Amadis und was unter seinem Namen ging, alle die Helden- und Liebesgeschichten, die Erzählungen von irrenden Rittern und Schelmen bildeten nach wie vor das Entzücken der Deutschen, wenn auch die Gelehrten und Geistlichen anfingen sich über den Amadis und seine Märchen und Zaubergeschichten zu ärgern und sie durch gelehrte, ins deutsche Altertum zurückgehende Heldengeschichten zu ersetzen.

Im 17. Jahrhundert ward auch noch eine andere in Spanien zuerst aufgetretene Romangattung in Deutschland angebaut: der Schelmenroman. Wie dieser schildert auch Grimmelshausens Simplicissimus 1668 die bunten Abenteuer und das wechselnde Glück eines Landstreichers. Aber doch haben wir es hier mit einem deutschen Werke und mit lebendiger Schilderung des wirklichen Lebens zu thun. In diesem Roman lag zugleich die erste Robinsonade lange vor Defoe, dessen Werk im 18. Jahrhundert in Deutschland eine ebenso grosse Wirkung übte, wie die Gattung, die sich in Frankreich aus dem Schelmen-

roman entwickelt hatte, der Abenteurerroman. Nachahmungen des letzteren, freilich bei weitem nicht so erfreulich wie Lesages Gil Blas, gab es natürlich auch in Deutschland; am berühmtesten darunter war seiner Zeit das Leben der schwedischen Gräfin, von Gellert 1746, das noch 1783 eine fünfte Auflage erlebte. Über weite Länder schweift hier der in so engen Verhältnissen lebende Gellert: mit dem wechselnden Schauplatze der Geschichte, Schweden, Russland, Sibirien, Holland, England lässt er lebensgefährliche Verwundungen, Hinrichtungen, Verbannung nach Sibirien, scheussliche Hofkabalen, Mord und Totschlag, Doppelehe und Blutschande an uns vorüberziehen — wir erkennen den sanften, milden, kindlichen Gellert nicht wieder in dieser Leistung, mit der er der Geschmacksrichtung seiner Zeit huldigte. Da ihm nicht gegeben war, Abenteuer in neckischem Tone zur Belustigung zu erzählen, so stattete er seinen Abenteurerroman mit allen Schrecknissen einer Wundergeschichte aus, er erspart seinen Personen kein auch noch so scheussliches Verbrechen und wird an Buntheit und Grausigkeit ein Vorläufer der Ritter- und Räuberromane. Und bei dieser Erscheinung jubelte man allgemein: nun sei endlich ein Buch erschienen, welches Deutschlands Töchtern zur Ergötzung und mehr noch zur Veredlung des Gemüts in die Hand gegeben werden könne! Und Gellert hatte bereits ein besseres Vorbild vor Augen, von dem er selbst sang: Unsterblich ist Homer, unsterblicher bei Christen der Brite Richardson.

Wieder war es ein Ausländer, der den deutschen Roman in neue Bahnen lenkte, Richardson verbot dem Roman seine planlosen Irrfahrten, seine Gefahren zu Wasser und zu Lande. In der Vertiefung seelischer Zustände soll er seine Stärke suchen, er soll uns bilden und die Tugend lieben lehren, aus Utopien in den engen Kreis einer Familie zurückkehren, die Schilderung menschlicher Charaktere als Hauptaufgabe betrachten. Freilich ward in dieser neuen Gattung der Familienromane die Handlung zur Nebensache, die Erfindung einförmig, und die Kleinlichkeit der Charakterzeichnung entwickelte jene Gefühlsrichtung, welche die Engländer sentimental, die Deutschen mit einem Worte Lessings empfindsam nennen und die mit der Zahl der Nachahmungen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu einer erschrecklichen Höhe wuchs.

Die Richardson'sche Briefform verwandte auch Goethe in Werthers Leiden: das Jahr 1774, in dem diese erschienen, ist das Geburtsjahr des modernen Romans, insofern dieser den leidenschaftlichen Menschen zu seinem Ideale macht, nicht aber das unverschuldete Leiden guter, fehlerloser Mustermenschen, wie es die Pamela, Clarissa und Grandison zum Zwecke der Belehrung darstellen. Der Schuss freilich, mit dem sich der junge melancholische, leidenschaftliche Mann um eines Weibes willen die Kugel ins Hirn jagte, ward das Zeichen für einen Tross von Nachahmern, die unter Verkennung der eigentlichen Bedeutung Werthers als eines Werkes Rousseau'schen Geistes, d. h. der Revolution gegen die bürgerliche Gesellschaft, gegen die herrschende Moral und Ästhetik, die unglückliche Liebe zum Hauptstoff des Romans machten und damit die Empfindsamkeit auf ihren Gipfel trieben. Wer hätte nicht wenigstens gehört von Siegwart und seinem Hinschmachten auf dem Grabe seiner Geliebten? Gegen die überspannte, weibische Äusserung des Empfindens erklärte sich schon Lessing, die Verhimmelung der Liebe, die Neigung, sie als etwas durchaus Unkörperliches, Ätherisches, rein Geistiges zu schildern, erkannten auch andere Schriftsteller als verderblich. Durch das Lesen solcher Bücher müsse die Thatkraft aussterben, unsere nervigte Natur durch dieses subtile Gift erschlaffen. Die Folge werde sein, „dass wir sanfte Mädchen wie Grazien die Hülle und Fülle, aber keine rechtschaffenen Gehülfinnen und thätigen Weiber, gute und zärtliche Jungen im Überfluss, aber keine Männer aufzuweisen haben". (Vgl. Neue Allg. Deutsche Bibliothek 7, 547 f.). So begrüsste es denn die Kritik mit Freuden, dass das Gegengewicht gegen den Roman der Empfindsamkeit im Roman selbst aufgestellt wurde, und zwar nicht durch eine neue Gattung, sondern durch den Wiederanbau eines alten verlassenen Schachtes, in dem man zu allgemeinem Erstaunen reiche Adern entdeckte: kurz gesagt, man belebte den Ritterroman wieder, freilich in anderer Form.

Schon im 17. Jahrhundert hatte man den Roman in Deutschland zu Lehrzwecken benutzt, seit Richardson stellte man in ihm gern Bilder praktischer Lebensweisheit oder religiöser Demut oder wie Moritz in seinem Anton Reiser das eigene Leben zum Spiegel für andere auf; Wielands Agathon hatte

mit Glück die Belehrung fast zum alleinigen Zwecke gemacht, da ergriff man mit grösster Begier die Richtung der sogenannten historischen Romane; in der Form des Romans wollte man Geschichte lehren. Es ist bezeichnend, dass hiermit die Tochter eines Leipziger Professors den Anfang machte, Christiane Benedicte Naubert. Ihre gelehrten, hauptsächlich geschichtlichen Studien verwertete sie in über funfzig Romanen, übrigens ohne sich zu nennen: ihren Namen erfuhr die begeisterte Mitwelt erst kurz vor ihrem Tode. Man war entzückt über die bequeme Gelegenheit, sich unvermerkt historische Kenntnisse anzueignen, über die anmutige und gefühlvolle Behandlung vaterländischer Stoffe, über die Erfindungskraft, mit der sie Lücken der Geschichte ausfüllte und da nachhalf, wo die Kenntnis der wirklichen Zustände versagte. Man hat sie als deutsche Vorläuferin Walter Scotts bezeichnet.

Ein Sohn Dresdens, der 1826 verstorbene Professor der deutschen Sprache an der Forstakademie Tharand, Friedrich Christian Schlenkert beutete gleichzeitig mit ihr die sächsische und deutsche Geschichte nach allen Seiten aus. So schrieb er 1785 einen Friedrich mit der gebissenen Wange, einen Kaiser Heinrich IV., einen Grafen Wiprecht von Groitzsch u. s. w. in recht mittelmässiger Behandlung, so dass die Mittelmässigkeit sich seine Romane leicht aneignete.

Als dritten nenne ich den Königsberger Professor der Geschichte von Baczko, der die Geschichte mehr für den Roman verwertete als für wissenschaftliche Darstellung.

Dass freilich die Würde der Geschichte bei dieser Einpökelung in Romane vielfach litt, konnte der Kritik auf die Dauer nicht entgehen. Sie bezeichnete diese Schriften bald als historisch-romantische Zwittergeschöpfe, durch welche der Begriff der Geschichte immer unsicherer und gaukelnder würde, und man tadelte besonders die neuzeitliche Behandlung der Charaktere und der Sprache[1]) der mittelalterlichen Gestalten,

[1]) Ein verliebtes Fräulein aus dem 10. Jahrhundert führt Schlenkert folgendermassen redend ein: Siehst du, Mädchen, nun ist er fertig, der hochzeitliche Federbusch, geschmückt von den Händen der Braut für den Mann ihrer Liebe! (steckt ihn auf den Hut). Siehst du, wie das schwankt, wie das glänzt im blendend weissen Licht! und dann die himmelblaue Schärpe dazu über den stählernen Brustharnisch des schönsten deutschen

so sehr sich auch die Verfasser bemühten, den Leser durch Anführung vorgeblicher Urkunden zu täuschen, die den Ton der alten Zeit nachahmten.

Mit einem gewissen Stolze sonderte der Rudolstädter Joh. Georg Schilling, nachmals Konsistorialrat in Stade, seinen Berthold von Urach, eine wahre deutsche, tragische Rittergeschichte aus den Zeiten des Mittelalters mit Scenen aus der Zeit Heinrichs IV. und V. Nebst einer vorläufigen Abhandlung über das Ritterwesen des Mittelalters. Leipzig 1787—1789 — mit Stolz sondert er dies Werk ab von den Alltagsromanen von gewöhnlichem Schrot und Korn. Berthold von Urach wird wegen einer Beleidigung Heinrichs IV. ins heilige Land verbannt und sein herrliches Weib als Geisel im Kloster gehalten; auf die Kunde, ihr Gatte sei im Kampfe mit den Turkomanen gefallen, lässt sich Erwine nach langem Sträuben überreden, seinen Freund zu heiraten. Da äussert sich der Verfasser (2, 71): „Alles ist bis jetzt den gewöhnlichen Gang der Dinge gegangen. Wir haben zwei Liebende, Berthold und Erwinen, glücklich zusammengebracht, ein Dritter, der Graf von Henneberg musste sich in Erwinen verlieben, ihm musste es schwer werden, seiner Leidenschaft zu entsagen, und ich denke, wir haben es ihm ziemlich sauer werden lassen; endlich um seine hoffnungslose Liebe doch nach Wunsch zu krönen, haben wir mit Hülfe der Araber den rechtmässigen Gemahl wie ehrliche Banditen gemordet — was braucht es nun noch mehr, als dass wir Erwinen um des Wohlstandes willen erst einige Zeit sich abhärmen, endlich aber doch wieder zur zweiten Ehe schreiten lassen, dann nach Lust und Belieb Kinder zeugen und selig entschlafen. Das wäre ein Roman, wie er auf unserer sublunarischen Welt täglich und stündlich gespielt und mit jeder Messe dem lesenden Publikum zur Erbauung, Nutz und Frommen, gut oder schlecht, aufgetischt wird.“ Statt dessen lässt Schilling den Totgesagten zurückkehren und rachedürstend im Kampfgerichte gegen seinen Freund fallen, sein Weib sterben, ihren zweiten Gatten ins Kloster

Mannes — und so vor den Altar hin! und so geknüpft die heiligen Banden der Ehe — dann zurück in die bräutliche Kammer und fest umschlungen den entwaffneten Ritter mit brünstigen Armen und an den hochklopfenden Busen, an die glühende Lippe gedrückt u. s. w.

gehen. Allenthalben giebt er sich den Anschein, als schöpfe er aus alten von Mäusen zernagten Aufzeichnungen[1]) und bemüht sich, den Unterschied zwischen seiner Zeit und dem Mittelalter hervorzuheben: er preist es glücklich, dass es weder Gouvernanten noch Pensionsanstalten kannte, dass es frei war von der Empfindsamkeitswut, mit der schon die Schuljugend des 18. Jahrhunderts ihre Romänchen entwerfe; er verbreitet sich über die Art zu reisen im Mittelalter, über die Erfindung der Kutsche u. s. w. Das alles giebt dem Buche, abgesehen von Weitschweifigkeit, einen soliden Anstrich, auch verrät die Schreibweise Bildung in der Schule Wielands.

Bedenklicher ward die Sache freilich, als Nichtfachleute sich der neuen Richtung bemächtigten und die Lust an der Urzeit und am Mittelalter gewerbsmässig ausbeuteten, wie z. B. der Buchhändler Gottlob Heinrich Heinse in Gera, der in den Jahren 1786—1793 23 Romane in 46 Bänden lieferte mit der Versicherung auf den Titeln, sie seien der wahren Geschichte getreu bearbeitet.

Solche Sudler wurden sehr bald von der Kritik an den Pranger gestellt, dagegen begrüsste sie mit lautem Beifall 1787 die Sagen der Vorzeit von Leonhard Wächter, der sich Veit Weber nannte und Vorsteher einer Erziehungsanstalt in Hamburg war, seinen Ruhm freilich schon vom 4. Bande seiner 1797—1798 erschienenen Sagen an überlebte. Er kann als der Vater des eigentlichen Ritterromans gelten. Den ersten Band widmete er seinem „biedern Freunde" Gottfr. Aug. Bürger. Auch er schreibt zum Zwecke der Belehrung, auch seine Darstellung gründet sich auf geschichtliche, besonders kulturgeschichtliche Studien, die für seine Zeit verhältnismässig gründlich waren, wie die unter dem Texte laufenden Anmerkungen darthun. Er hat es aber nicht auf Erzählung bestimmter geschichtlicher Thatsachen abgesehen, auch nicht auf Sagen im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern er bietet frei erfundene Geschichten, in denen Ritter und Pfaffen die Helden sind, und schildert mit einer derben Unmittelbarkeit die äusseren Zustände des Ritter-

[1]) Vergl. auch den Romantitel: Gerettete Papiere aus den Ruinen des Schlosses Ulmenhausen. Leipzig 1794.

wesens, wenn er sich auch sehr auf der Oberfläche des damaligen Lebens bewegte. Dass er dabei das Sonderbare und Grausame walten liess, sagte der Menge besonders zu, er gab den Ton an, in dem fortan die Rittergeschichte zu halten war, und die Späteren wissen kein Motiv mehr zu bieten, als wir bereits in Wächters Sagen der Vorzeit vor uns haben, und zwar gleich in der ersten, betitelt „Männerschwur und Weibertreue."

Da sehen wir eine grosse Mannigfaltigkeit von Ereignissen und von Personen, alle mit echt deutschen Namen. Dem edelsten der Ritter leiht Wächter seinen eigenen Vornamen: Leonhard von Wildungen. Als Bube schon zeigte er den Mut und die Tugend eines Mannes in der Männerversammlung, in welcher der Biederbund erneuert ward, genannt die Brüderschaft zum Einhorn: sie hat den Zweck, Tugend und Rechtschaffenheit zu schützen und zu lohnen und Laster zu bestrafen; eine Anmerkung erklärt ihr Bestehen mit dem Bedürfnis der Besseren, gegenüber der Ausartung der Ritterschaft im 14. Jahrhundert sich zu engeren Verbindungen zusammen zu schliessen. Aus der Versammlung dieses Bundes nun lässt sich der Bube Leonhard schlechterdings nicht entfernen, er kniet nieder, zieht sein Schwert, hält es mit beiden Händen gen Himmel und spricht männlich und edel: „Hör's, Gott, vernehmt's, Männer, Verteidiger deutscher Tugend und Biedersitte! Fluch treffe mich, wenn ich abweiche vom Pfade der Tugend, Fluch des Rächers über den Sternen! Und trifft mich dieser Fluch nicht gleich, so wälz' ich ihn auf den, der mich kennt als einen Schurken und mir nicht gleich den Dolch bis ans Heft in die Brust stosst — und wenn du es selber wärest, mein Vater." „Und wenn ich es selbst wäre, mein Sohn" — sagte da der alte Wildungen, küsste ihn mit dem Kusse des Vaters, des Bruders, und allen Rittern und Herren standen die Freudenthränen in den Augen.

Eine der ersten Thaten des Jünglings besteht darin, dass er ohne Waffen auf das Schloss des ungetreuen Liebhabers seiner Schwester geht, ihm deren Briefe und Halskette abfordert, ihn zum Dank vor versammelten Knappen ins Gesicht schlägt und ungehindert von dannen schreitet, ja sogar noch einen der Junker mit sich nimmt.

Einem so wackeren Ritter gönnt der Leser gewiss gern die Liebe einer Agnes von Wertheim, die ihm einmal brieflich ihre Treue versichert mit den Worten: „Wenn die Sonne ihre Laufbahn vergisst und der Flut des Meeres nicht mehr die Ebbe folgt, dann erst verglühet die Liebe gegen dich in dem Herzen deines zweiten Selbst, deiner Agnes.“

Leider erweist sich ihr Vater, der Graf Otto von Wertheim, der ein Heldenleben hinter sich hat und beim Anblick seiner Tochter sich immer wieder ein idyllisches Familienglück ausmalt, wie er es dereinst mit seiner Gattin Eleonore führte; leider erweist sich dieser Graf, dessen sehnlichster Wunsch es ist, Grossvater zu werden, als recht leichtgläubig. Als er in Pilgrimskleidung nach Bamberg zieht, um den tückisch verläumdeten Wildungen unbekannt zu prüfen, wird er auf Veranstaltung des Verläumders Marquard von Dorneck, genannt der Schieler, der keinem Biedermann gerade ins Auge sehen kann, von Knechten überfallen, die Wildungens Wappenröcke tragen, Dorneck kommt dazu und ersticht einen, der den Grafen wegführen will und zusammensinkt mit den Worten: „Wir haben es auf Befehl unsers Ritters gethan!“ Der Graf muss dies auf Wildungen beziehen und ist von Sinnen über das Geschehene. Dorneck steht vor ihm als Lebensretter. „Dorneck, willst du einen Dank, so magst du ihn von Agnes fordern, damit ich nicht ohne Enkel sterbe.“ Als Agnes die Ereignisse erfährt, rast sie, wie sie aber ihren Vater rufen hört: „Wann werd' ich mich Grossvater nennen hören?“ fügt sie sich in Kindesliebe: „Dorneck, ihr gabt mir meinen Vater wieder. Mein Vater, deiner Tochter Hand ist frei. Euer bin ich! Nur lasst mir meine Thränen!“ — In gedrückter Stimmung sitzen alle beim Hochzeitsmahle, selbst der lustige Rat Lippolt, der sonst allen derb die Wahrheit sagt, weiss keinen drolligeren Schwank als diese Hochzeit. Da stürmt Leonhard herein und auf Dorneck los, fasst ihn an der Gurgel und erpresst ihm das Geständnis seiner schurkischen Anschläge und stösst ihm das Schwert ins Herz. Dann küsst er die ohnmächtige Agnes und stürmt von dannen: seine Ehre ist gerächt, nie will er den Grafen wiedersehen. Aus dem Trübsinn, in den er nach wahnsinnigem Rasen verfallen ist, erwacht er erst wieder zu alter Thatkraft, als er seinen Knappen Georg und den Sänger Minne-

hold vom Turnier in Würzburg erzählen hört, bei welchem Franzmänner den Preis des Bischofs von Würzburg, einen güldnen Helm, davon zu tragen drohen. „Sie sollen ihn nicht haben, sollen nicht damit stolzieren! So lange ich noch das Schwert heben kann, will ich für Deutschlands Ehre kämpfen!“ So wird er auch wieder zugänglich für die Versicherungen, die ihm Minnehold über die Unschuld seiner Agnes macht, und in höchster Freude ruft er: „Luft! Luft! Sie ist mein! Agnes mein! Hinaus ins Freie! dass ich's jedem Lüftchen, jedem Baum, der ganzen Natur sagen kann: Agnes ist mein!“ Da stürzt auch schon Agnes herein, und aus dem Seitengemach kommt langsam ihr Vater, Leonhard ruft: Mein Vater! Agnes, mein Weib! Gott! Ich bin nie unglücklich gewesen!“

Diese rührenden und bewegten Ereignisse bilden aber keineswegs die einzige Handlung der Erzählung. Daneben laufen noch mehrere hin, die dem Ganzen den eigentlichen Charakter verleihen. Sie knüpfen sich an die weiteren Personen: den Waffenbruder Leonhards, Karl von Kleeborn, einen von Leidenschaften gefesselten, sonst frommen, wackeren und tugendhaften Ritter. „Hätte er keine Weiber gekannt, er wär' ein Engel auf Erden gewesen.“ Die rohe, ungebildete Tugend, welche geradezu geht, ohne auf Geburt, Rang oder Menschensatzung zu achten, stellt Bernhard von Salzthal dar, während Ritter Lüder von Lindow sich als einen stillen Zuschauer der Handlungen eines Wesens bezeichnet, welches Mittelding zwischen Engel und Teufel ist. Er meint natürlich das Weib. Er hat noch nie geliebt in dem Sinne echter Liebe, die er gleichwohl eine Seite lang an ihren Kennzeichen schildert. „Weibertreue ist Wachs, es behält bei dem kalten Mondschein einer schmachtenden ehrfurchtsvollen Liebe immer seine erste Gestalt, zerschmilzt aber gleich, wenn es in die Nähe der Sonnenhitze eines markigten, rotwangigten Buben kommt, der nie ein Weib Engel nannte, weil sie Fleisch und Bein wie er hat.“ Die Wahrheit dieses Ausspruch erprobt der Däne Asmund Ralow, der zu Anfang der Geschichte seiner Geliebten schwört, die Entehrung ihrer Schwester zu rächen, am Ende aber nach vollzogener Rache zu der Erkenntnis kommt, dass die Anstifterin ihm untreu wurde. Nun schwört auch er das Vertrauen zu den Weibern ab.

Von den Rittercharakteren hebt sich die Gestalt des Sängers Minnehold wirksam ab. Er ist der Vertreter des Zarten, dabei aber auch zum Handeln nicht ungeschickt, namentlich da, wo es gilt eine Vermittlung, eine Lösung herbeizuführen. Von seiner Kunst heisst es einmal: „Minnehold hat zwei neue Märlein verfertigt und eine Weise geht darauf, gerade als wenn man Gottes Vöglein draussen im Walde singen hörte. Da ist nichts von musikalischem Kälbergekröse drin, wie man es jetzt liebt, sondern alles gerade weg, so plan, als wenn Gotts Sturmwind durch die Bäume sauste“ (S. 140). Mit seiner Harfe aber schlägt er bei Dornecks Überfall auf diesen ein wie auf eine Pauke, und er ist es auch, der den Aufenthalt der Entführten entdeckt wie Blondel den Richard Löwenherz, nämlich durch ein Tagelied.

Auch einen Narren führt uns Wächter vor in dem schon erwähnten lustigen Rat Lippolt, der allen Personen derb die Wahrheit sagt, namentlich Dorneck und Uda von Dornburg: „Narren, welche euch Schmeicheleien sagen, habt ihr genug in eurem Sold, aber nur einen, der euch die Wahrheit sagt.“

Um Nebenpersonen wie Wilhelm von Mayenthal, der seinem Feinde, dem Rustringer, im Tode vergiebt, und nur genannte, wie den Ritter Engelbrecht von Güllnitz, Schirmvoigt des Klosters zu St. Veit, und Ulrich von der Wardt, Walter vom Ulmberge, Ehrhardt von Mannsbach u. s. w. zu übergehen, hebe ich unter den das Gegenspiel vertretenden Rittern ausser dem Marschall Dorneck nur noch Konrad von Wolffstein und den Abt Gottschalk hervor. Der erstere ist ein feiger Bösewicht, hervorgegangen aus dem Ehebruch seiner Mutter mit einem Mönch Bartholomäus, in seinen Adern „zirkelt eine ziemliche Menge Pfaffenblut“; mit Helene von Mayenthal verlobt, buhlt er mit Uda von Dorneck, derselben, welche Unkraut säte zwischen Agnes und Leonhard, damit erstere ihrem Bruder zufalle. Konrad ist aber noch nichts gegen den Abt zu St. Veit. Er mordete die Unschuld Walas von Mayenthal und stiess sie in dunkler Nacht mit abgeschnittenen Haaren im Bettlergewande aus dem Kloster. Als er dafür gezüchtigt werden soll, flüchtet er mit seiner höchst verführerischen Buhldirne Caecilie Ganazetti aus seinem Kloster nach Welschland in ein unersteigliches Bergschloss, das Kastell

Baldino; nach dessen Einnahme ist er im Begriff sich zu hängen in einem tiefen Gewölbe, durch dessen Gänge ein dumpfer Unkenruf ertönte, als ihm der Ritter Ralow sein Schwert in die Brust stösst. „Der Unkenruf verwandelte sich in ein lautes kreischendes Gelächter, und ein feuchter kalter Wind strich bei den Ersteren vorüber und sträubte ihnen die Haare empor. Unter den ängstlichsten Bitten um Gnade, unter Verwünschungen und Flüchen verliess jetzt des Abts schandvolle Seele den Körper, das Werkzeug der Wollust — und ein lautes Gelächter schallte hinterher, das Gelächter der Hölle. Der tote Körper wurde ins Burgverliess geschleppt und hinabgeworfen."

Vor den Reizen und der Stimme seiner Buhlerin Caecilia verstummt die Stimme der Pflicht in Karl Kleeborn, der sich als Pilger verkleidet unter dem Namen Lambert Moor in die Burg geschlichen hatte — von ihr aber findet er seinen Tod. Als er mit seinem von ihm noch für treulos gehaltenen Freunde Wildungen kämpft, bricht diesem das Schwert ab, Kleeborn reicht ihm das seine, ohne zu wissen, dass Caecilie dieses mit Gift bestrichen hat, und kämpft selbst mit dem seines Knappen, bis er durchbohrt wird.

Kommt in diesem Falle das Unheil von einem Weibe, so sind es im übrigen die Pfaffen, die alles Schlimme veranlassen. Der ehebrecherische Mönch Bartholomäus gesteht als büssender Klausner während eines Gewitters, im Kloster zum Wollüstling geworden zu sein. „Der roheste, wildeste Ritter würde erbeben, wenn er nur die Hälfte der Schandthaten sähe, die in den Klöstern vorgehen. Ich kann sie nicht erzählen. Der Donner um uns würde verstummen, der Sturmwind stocken, der Platzregen einhalten, wenn ich diese schrecklichen Empörungen des menschlichen Geistes und Herzens bekennte." Was aber dieser Klausner unter den Schreckensvorgängen der Natur bekennt, sind seine eigenen ungeheuerlichen Thaten: er hat nicht nur die Ehe gebrochen, sondern auch den Wolffstein in einen Brunnen gestürzt und sein ehebrecherisches Weib schliesslich vergiftet, um sie zu beerben. Dafür ward er aber gepeinigt von dem Geiste des Gemordeten, der gleich einem wandernden Feuer durch die Hallen der Burg schreitet oder in Unkengestalt am Borne wimmert, in dem sein Leichnam

fault. Um von ihm erlöst zu werden, schlich sich der Klausner in den Garten Wolffsteins, rief mit dumpfer Geisterstimme dreimal den Namen seines Sohnes Konrad und hiess ihn den Brunnen ausschöpfen und die Leiche begraben. Aber er erreichte nichts bei dem Elenden, der Helene entführte, dem Wildungen ins Gesicht schlug, der soeben eine Ladung vors Vehmgericht mit Hohnlachen beantwortete und nun ruhelos umherwandernd der ganzen Schar der Guten ewige Fehde ankündigte: „Bubenstücke nur können mich heben, Tugend drückt mich nieder.“ Das ist die Saat eines Mönchs — wo immer Mönche erwähnt werden, haben die Ritter nur Verachtung und Abscheu gegen sie. Nur eine Gestalt verkörpert[1]) das Mönchtum in freundlicherer Weise. Der Prior zu St. Veit, P. Leodogar, hält in Einsiedlergewandung die Ritter ab von einem Sturme aufs Kloster und seine an der That ihres Abtes unschuldigen Mönche; mit den Worten: „Tötet mich, damit meine Brüder leben!“ wirft er die Verkleidung ab und erreicht so wirklich sein Ziel.

Abgesehen von solchen Gestalten gelten in den Ritterromanen nur noch die Einsiedler für heilig, wenn auch ohne allen Grund: sind sie doch nicht bloss durch schwere Schicksalsschläge aus der Welt vertrieben worden, sondern sie haben meist in der Welt viel Böses gethan oder sie können sie nicht mehr geniessen, weil sie sie zu viel genossen. So beurteilt sie aber niemand, im Gegenteil bemüht man sich ihnen Dienste zu erweisen. Als aber unser Waldbruder auf seinem Moosbette beim Untergang der Sonne zur ewigen Ruhe einzugehen sich anschickt, tritt sein Sohn Konrad in die Hütte und flucht seinem Vater, dass er ihn im Taumel der Wollust in die Welt warf, dass er zum Spiel der Teufel wurde — an diesem Fluche erkennt der ehemalige Mönch seinen Sohn, den er nun aufklärt und zu warnen sucht. Da er keinen Erfolg hat, flucht auch er ihm folgendermassen: „Unstät und flüchtig sollst du sein auf Erden, das Wasser soll deinen Durst nicht löschen, das Feuer dir keine Wärme geben, alle Elemente deine Widersacher sein. Der weiche Rasen verwunde deinen Fuss mit Dornstichen, die Rose verliere unter deiner Hand den Geruch,

---

[1]) Abgesehen von dem Hauspfaffen zu Wertheim P. Wolffbrand.

in jedem Ding, das Leben hat, müssest du den Todeskeim wachsen sehen! Jeder Mensch, dem du dich anvertraust, soll dich verraten, jedes Weib, das dich anlächelt, heimlich Gift für dich kochen. Keine Nacht gebe dir Schlaf, und wenn alles um dich her schläft, müsse dich dein böses Gewissen wachend erhalten. Alle Blitze des Himmels müssen dein Haar versengen, keiner dich töten. Dein ganzes Leben sei eine Todesstunde. Erhört mich, ihr Geister des Abgrunds!" — da stösst ihm der Sohn das Schwert in die Brust und erspart ihm das Amen, wie er sich ausdrückt. Der Vater ruft ihn noch „bei seinem rechten Namen": „Einen Kuss, Teufel!" und stirbt.

Ein ganz anderes Wiedersehen feiert Otto von Wertheim mit seinem Sohne Ernst, den er seit Jahren schon betrauerte. Gerade als er wieder einmal seine Sehnsucht nach ihm ausspricht, tritt ein Verlarvter hervor, der natürlich sein Sohn ist. Er wirkte ehedem als Ritter Gutes und verhinderte Böses, wo er konnte; u. a. riss er einem Mönch die Engellarve ab. Darum hasste ihn dieser, lockte ihn ins Kloster und liess ihn gefesselt ins Geisselgewölbe werfen. „Harte Leichensteine waren sein Lager, Geister seine Gesellschafter, in kalten Lüften rauschten sie neben ihm vorüber; seiner Ketten Ringe zu zählen blieb seine einzige Zeitkürzung." Zuletzt kam der Mönch und kündigte ihm seine Exkommunikation an, wenn er nicht die Hälfte seines Erbgutes dem Kloster schenke. Ernst aber wollte seinen Vater und seine Nachkommenschaft nicht bestehlen und musste weiter schmachten, bis mit der Flucht des Abts der Tag der Befreiung kam.

Solche Geheimnisse bergen aber nicht bloss die Klostermauern. Auch die Burgen haben Örtlichkeiten, deren Qualen überall in den stärksten Farben geschildert werden: alte Türme oder Gewölbe, Höhlen und Felsenlöcher, düster, unheimlich, schwach erleuchtet, mit einem Strohlager, auf dem ein Gefangener gefesselt neben ein Menschengerippe sich bettet, um sich Tod und Fäulnis und modernden Gestank: das ist das Verliess — wen überrieselt nicht kalter Schauer, wenn er das Wort hört? In diesem unterirdischen Gefängnis lässt wohl gar der Ritter seine in den Verdacht der Untreue geratene Gattin schmachten und hält sie an, unter Verleugnung der menschlichen Stimme um ihre tägliche Nahrung im Eulenton

zu heulen, weswegen er sie nur die Eule nennt.[1]) Zwar berichtet Wächter selbst so Grässliches nicht, aber ihm verdanken wir den Namen Burgverliess, den es bis 1787 überhaupt nicht gab, so alt er uns auch dünken mag. Wächter that einen glücklichen Griff, als er für den Raum, in welchem er die wirksamsten Schreckensscenen spielen liess, ein in der Mundart seiner niederdeutschen Heimat halb verschollenes Wort Verlies, das mit Verlieren und Verlust zusammenhängt und einen Abgrund, eine kellerartige Grube bedeutet, sich aneignete und mit Burg zusammensetzte. Das gab ein packendes Wort, das durch seinen altertümlichen Klang die damit bezeichnete Sache nahezu historisch beglaubigte und in der fälschlichen Schreibung mit ss die Vorstellung von der Verlassenheit des Orts erregte.

Die Burg bot aber noch mehr geheimnisvolle Räume. Aus dem Rittersaale, wo man des Tanzes pflegt, werden wir durch einen dunklen öden Gang geführt, an dessen Wänden kalter Schweiss träufelt, in eine Halle, durch welche Leichengeruch zieht, und schliesslich eine Wendeltreppe hinab in ein sparsam durch eine Lampe erhelltes Gewölbe. Hier schwört Karl Kleeborn, indem er seine Hand auf den Leichnam der vom Abte geschändeten Wala legte, bei allen Tropfen Bluts der gemordeten Unschuld, welche von Engeln vor den Thron des Höchsten getragen werden, ihr Bluträcher sein zu wollen, und schliesst Blutbrüderschaft mit dem Dänen Ralow, der ebenfalls seines ritterlichen Amtes als Vollstrecker und Schützer der Gerechtigkeit zu walten bereit ist. In einem unterirdischen Gemache vollzieht er denn auch sein Rachewerk an dem Abte. In dieses Gemach aber gelangte er erst nach der Einnahme des Bergschlosses. Bei dessen Belagerung wird bei Wächter zwar bereits die Donnerbüchse verwendet, doch wird die Einnahme nicht durch sie herbeigeführt, sondern durch Benutzung eines langen Ganges, der auf der Südseite der Burg durch eine Fallthür ins Freie führt. In andern Geschichten profi-

[1]) Ernst von Wartburg. Eine Familiengeschichte aus dem Zeitalter des Rittergeistes und Pfaffentums. Leipzig 1799. Der Titelheld ist ein braver Ritter von gewöhnlichem Schlage, der unmenschliche Gatte heisst Konrad von Schreckenstein; als ränkesüchtiges, wollüstiges Weib ist Wulfhilde gezeichnet, Ernsts Stiefmutter. Das nachgeahmte Eulengeschrei gehört noch jetzt zu den Lock- und Warnrufen der Landstreicher.

tieren von solchen geheimen Gängen meist die Guten: sie bringen den Liebhaber zum Liebchen, die Unschuld rettet sich durch sie aus der Verzweiflung des Kerkers, die Belagerten holen auf diesem Wege Wasser oder verlassen mit ihrer Hülfe die Burg in der höchsten Not. Gewöhnlich wird da ein Stein weggehoben, Dornen und Gestrüpp versperren den Ausgang, bis man den freundlichen Mond sieht; eins reicht dem andern die Hand, und so ziehen sie sich hinauf. Aber es entschwinden auch Geister in ihnen, oder es schleichen sich verkleidete Personen ein, nicht selten sogar die Belagerer, wie in unserer Erzählung. Hier begegnen sich Belagerer und Belagernde in der Mitte des langen finsteren Ganges. Einer ruft: „Wer da?“ mit der Antwort: „Gut Freund!“ stösst ihm der Knappe Georg sein Schwert in den Leib, die übrigen Knappen halten die Hellebarden vor sich und legen die Schilde darauf, und unter diesem Dache würgen die eingedrungenen Ritter die Feinde. Bald haben sie nur noch Tote vor sich und dringen bis zum Burgplatze vor, wo der letzte Kampf stattfindet.

Leichter ist die Sache natürlich, aber freilich unritterlich ist es, wenn eine Burg ohne Fehdeansage überfallen wird. So benutzte Dorneck die Abwesenheit Wildungens und entführte seine Schwester. Dabei schlug allerdings Meister Minnehold mit der Harfe auf ihn ein wie auf eine Pauke, und der Anstifter der feigen That, Conrad von Wolffstein, ward von Leonhard Wildungen aufs Ärgste beschimpft, so dass die eigenen Knappen sich gegen ihren Herrn erklärten. Mit Absicht stellt da Wächter den Gegensatz zwischen Heldenknaben und ehrvergessenem Ritter auf. Einen solchen Buben nahm Leonhard mit von der Burg Dornecks, Hans von Wülffingen, für dessen Mannhaftigkeit auf Dornberg kein Feld war, und ihn schlug er nach der Einnahme der Burg in Welschland zum Ritter mit seinem noch blutigen Schwerte. Das Wesen und Walten des Herrn spiegelt sich in seinem Gefolge wieder. Die Knechte stehen auch nicht müssig, wenn ihre Herren im Zweikampfe liegen. Zu einem solchen lässt es Wächter zwischen den beiden Freunden Leonhard Wildungen und Bernhard von Salzthal kommen. Leonhard, von Bernhard der Schurkerei und des Hasenmuts geziehen, fordert diesen mit den Worten: „Bernhard! schlag zu! und der sei von uns der Verräter und Schurke, der zuerst

weicht; dieser Kampf sei ein Gottesurteil!“ Während sie fechten, fechten auch die Knechte. Die Ritter begleiten ihre Streiche mit Reden: „Leonhard, du dringst mit einer Gewalt auf mich ein, als stählte Rechtschaffenheit noch immer deinen Arm.“ Der Angeredete erwidert: „Sie hat dich verlassen, darum weichst du zurück.“ Dabei trifft Leonhard ihm die Faust, dass er das Schwert sinken lässt. Bernhard ergreift es aber mit der Linken: „Ich fechte links“. Darauf Leonhard: „Auch ich.“ Aehnlich tauschen die Knappen ihre Wahrnehmungen aus:

Georg: „Kamrad, du machst dem Waffenschmied Verdienst, klopfst mir auf die Schienen, dass alle Nägel herausspringen!“

Knecht: „Das war 'ne gute Schmarre, die du mir eben über die Bickelbaube gabst. Ein Luftloch, wenn der Kampf zu heiss wird.“

Georg: „Wart, ich will dir mehr Luft machen!“

Währenddem fällt Bernhard; „Leonhard, wenn ich dir Unrecht gethan hätte!“

Leonhard: „Fürchtest du das? So sei die Gewissheit davon deine Begleiterin zur Hölle! Willst du den Weg vermeiden, so melde mir die Ursache deiner abscheulichen Reden, oder ich bohre dich nieder.“ Nun folgt die Aufklärung.

Das Gottesgericht wird an anderer Stelle förmlicher eingeleitet. Da lässt Karl von Kleeborn durch den Knappen Erich den auch von ihm für einen Schurken gehaltenen Leonhard so fordern: „Bring meinen Handschuh an den Ritter, welcher die blau und gelbe Feldbinde trägt, sag ihm, ein Ritter, den er schrecklich beleidigt habe, der fordere ihn zum Kampfe auf Leben und Tod, käm er nicht, dann würd' er ein Schandgemälde von ihm verfertigen und seinen Namen an Galgen und Rad schlagen lassen. Lässt du ein Wort meines Auftrags auf die Erde fallen, so sollst du es mit deinem Blute bezahlen.“ Erich kommt zurück mit der Meldung, der Ritter verlange den Namen des Fordernden zu wissen. „Sag ihm, er möge die Hölle drum fragen. Sag ihm, der Name würde seine Faust lähmen, wenn er ihn hörte, und ich wollte nicht mit einem Unvermögenden kämpfen. Meinen Namen? — o dass ihn ihm ein Donner entgegenbrüllte, wenn er fällt.“ Darauf bringt ihm Erich den Handschuh des Geforderten. Der Kampf selbst beginnt mit einleitenden Reden, die in den verschiedenen Er-

zählungen fast wörtlich gleich sind, vielleicht lebten die Verfasser in dem Glauben, dass sie historisch überliefert seien. Da wendet sich der eine Teil an die Kampfrichter: „Ihr alte versuchte Kampfhelden, lehrt mich ein wahres echtes Kampfgericht halten, wie es Vatersitte und alten Herkommens ist". Oft wird der Kampf unterbrochen durch den Ruf: „Haltet ein!" von seiten eines Ritters, der dann sein Visir öffnet, „ihr kämpft mit einem ehrlosen Räuber und Entführer, einem Verräter, einem Mädchenräuber!"

Eine andere Form, die Ehrlosigkeit eines Ritters festzustellen, ist seine feierliche Entehrung. Da stösst die Gesamtheit der Ritter denjenigen aus ihrer Mitte, der sich ihrer unwürdig zeigt. Bei feierlichem Mahle lässt sich der Ehrenhold vernehmen: „Conrad von Wolffstein, der du mit dem erschlichenen Namen eines Ritters prangst, ich frage dich in Gegenwart dieser wackeren Ritter und Frauen, sag an, ist deine Fehde mit Leonhard von Wildungen ausgetragen?" Da Conrad verlegen stottert, spricht Graf Otto: „Womit könnt ihr eure Saumseligkeit oder vielmehr eure Nichtswürdigkeit bemänteln, dass ihr schon beinahe zween Monate an unserm Hofe seid, ohne den geringsten Versuch zu machen, diesen Namen von eurem Wappenschilde und eures Namens Gedächtnis abzuwaschen? Unwürdig seid ihr dieses ritterlichen Ehrenrockes, dieses Wappens, würdig nur mit dem Eisen eurer Mutter, der Schande, gebrandmarkt zu werden ... Hinweg vom Rittermahle! Hinweg aus meinem Lande! Hinweg wird euch ganz Deutschland zurufen und eure Schande nur enden, wenn euch der Tod auf dem Siechbette zuruft: Hinweg!" Und alle stimmen ein: „Hinweg! Hinweg!"

Handelt es sich hier um Entscheidung eines Ehrenrates, so spricht über begangene Verbrechen die heilige Vehme ihr Urteil. Der vor ihr angebrachten Klage geht die Ladung vorher. Ein Knecht stürzt herein: „Gestrenger Ritter, ihr seid verloren! Eine Ladung vor den Freistuhl zu Bamberg! Ich hatte diese Nacht Wache. Als die Glocke zwölfe schlug, gings: Puk, Puk! durch die Stille der Mitternacht, da schlugen sie die Ladung ans Thor und schrien mir zu, ich sollt es melden. Drauf schnitten sie die drei Spähne aus dem Thorflügel — das schallte so schauerlich, dass es mir durch das Herz ging, und

nun liefen sie schnell davon. Da ist der Zettel. Der Hauspfaff sagt, die Ladung sei auf St. Timotheustag". Conrad von Wolffstein zerreisst den Zettel: „Der Tag soll dann kommen, wenn dieser Wisch wieder zu einem Stücke wird".

Wächter verschmäht es hier, die Sitzung der Vehme zu schildern, den Beklagten mit verbundenen Augen vor die vermummten Richter führen zu lassen, die in einem natürlich finsteren, unterirdischen, von einigen Kerzen matt erleuchteten Gewölbe tagen. Wohl aber teilt er die später erfolgte Achterklärung wider Conrad von Wolffstein durch die Freygrafen und Schöffen des Freystuhls zu Bamberg mit. Die Einleitung enthält die Begründung. Dann heisst es: „Dess urtheilen und ächten wir dich und nehmen dich von und aus allen Rechten, und setzen dich in alles Unrecht. Und wir theilen deine Wirtin zu einer wissenhaften Wittwen und deine Kinder zu ehehaftigen Waisen, deine Lehen dem Herrn von dem sie zu Lehen rühren, dein Erb und Eigen deinen Kindern, deinen Leib und dein Fleisch den Thieren in den Wäldern, den Vögeln in den Lüften und den Fischen in den Gewässern. Wir erlauben dich auch männiglich auf allen Strassen, und wo ein jeglicher Fried und Geleit hat, da sollst du keines haben, und wir weisen dich in alle vier Strassen der Welt, im Namen des Teufels."

Dass es einem also Gerichteten nicht gut gehen kann, liegt auf der Hand. Als die Reisigen Wildungens im Walde Nachtlager halten, naht eine Gestalt, welche die Knechte für den Gottseibeiuns halten, sie bekreuzigen sich vor ihm, so rollt er die Augen, hager und dünn, rot vom Widerschein des Feuers, als blute er über und über. Auf die Anrede Hans von Wülfingens: „Rede, du Unholdsgesicht, oder mein Spiess soll dir die Zunge lösen. Was begehrst du?" antwortet es wie mit der Stimme eines Verhungernden aus dem Burgverliess: „Mich zu wärmen". Am Feuer bekennt er, er sei geächtet, seine That stehe in der Milchstrasse geschrieben mit Blutbuchstaben. Er habe sich gewälzt über kalte Schlangen und Kröten, niedergelegt unter den Tropfenfall jedes Felsengesteins, aber keine Kühlung gefunden für das Feuer der Hölle, die Scheitelhaut habe er vor Brand mit den Haaren vom Kopfe gerissen. Da nahen zwei Verkappte, die sich für Pilger ausgeben und von der heiligen Vehme erzählen, die

einen Vatermörder habe ergreifen lassen nach langer Verfolgung durch Gebüsch und Wasser. Dazwischen spricht Conrad von Wolffstein: „Hu, hu! wie das nasse Holz im Feuer Schaumthränen über mich weint!“ Die Verkappten erzählen weiter: Als sie den Vervehmten ergriffen, ermahnten sie ihn zu beten, er konnte es nicht. Darauf warfen sie ihm die Schlinge über den Kopf — bei diesen Worten thun sie es wirklich mit Conrad im Namen der heiligen Vehme. „Wie von der Luft, so seid ihr allenthalben von uns umgeben, wie der Blitz überall hintreffen kann, so treffen unsere Dolche an allen Orten den Missethäter“. So zerren sie den Heulenden mit sich.

Das sind in der That Auftritte und Ereignisse, die einem gefühlvollen Leser das Blut erstarren machen können. Im 2. Bande seiner Sagen sieht sich denn auch Wächter genötigt, sich gegen das Geschrei einiger empfindsamer Leute zu verteidigen, denen es nicht gemütlich ist, dass er „soviele schreckende Scenen, verzerrte Mönchsfratzen, drohende Ritterbilder und grinsende Totenköpfe malt“. Es war u. a. der Verfasser des berühmten komischen Romans Siegfried von Lindenberg, der unsern Dichter in Schutz nahm (Neue Allgem. d. Bibl. 95, 473): „Sollte man Leute für möglich halten. die aus den Ritterzeiten Pegnitzschäfer und Siegwarte und Theresen erwarten? Gerade dass kundige Leser durch jene Mönchsfratzen usw. sich in jenes Jahrhundert zurückversetzt glauben, gerade dass der Verfasser unvermerkt, ohne eingeschaltete Homilien aus diesen schreckenden Scenen viel gesunde und bessernde Sittenlehren in die Herzen der Leser zu senden weiss, die mit Süssigkeiten überladen waren, gerade das macht den Wert dieser Sagen aus. Wem nach Mondenschein und Vergissmeinnichtchen, nach schaler Liebelei und sauersüssen Syrupbrühen lüstet, der weiss ja schon, in welchen Buden er mit solcher Speise bedient werden kann“. Auch der Kritiker der Allgem. Literaturzeitung 1788 (2, 589) lobt die Mannigfaltigkeit der Charaktere, die mit lebhafter und natürlicher Art in Handlung gesetzt seien, die ungekünstelte Art zu sprechen, zu scherzen, zu schmollen und zu zürnen, sowie die ungemeine Kenntnis des damaligen Kostüms.

Von Schlenkerts „Friedrich mit der gebissenen Wange“

1788 wusste die Kritik Aehnliches nicht zu sagen. Es entging ihr vielmehr nicht, dass bei ihm die Ritter alle brav, tapfer, ihrem Fürsten getreu sind, nur dass der eine immer mehr handelt als der andere. „Aber sie handeln doch immer einer wie der andere und drücken sich so überein aus, dass man die Namen der redenden Personen auswechseln könnte, ohne dass der Sinn darunter litte. Ausser Friedrich ist kein Charakter ausgezeichnet. Die weiblichen Personen sind einander ebenso ähnlich, gutmütig, freundlich und liebkosend, ihren Männern herzlich getreu, aber durch nichts hervorstechend.“ Dem gegenüber erkennt man den Fortschritt in Wächters Erzählung leicht, die den Wert des Bösen im Menschen für die Erregung der Teilnahme zu nutzen wusste. Auch vom zweiten Teile versichert die Kritik: „Wir wüssten unter den für die Unterhaltung erschienenen Büchern dieser Art kaum 2 oder 3, die der Einbildungskraft, dem Verstande und dem Herzen so anziehende und gesunde Nahrung gewährten als dieses“. Doch wird schon jetzt gerügt, dass Wächter „den tragischen Menschenwürgern ins Handwerk falle, die ohne Wahnsinn, Gift und Dolch, ohne Hölle und Teufel und andere Armseligkeiten mehr kein menschliches Herz rühren oder ängstigen zu können glauben.“

Wächter hatte es bald nicht mehr nötig, sich zu rechtfertigen; obwohl die Kritik an seinen Geschichten allmälig immer mehr zu tadeln fand, ja sie verurteilte, so sah er sich wenn nicht durch die Gunst der Leser, so durch die der Nachahmer belohnt. Schon 1791 stellt ein Recensent fest, dass seit Veit Webers Sagen der Vorzeit mit verdienter Auszeichnung aufgenommen wurden, Deutschland eine Menge Rittergeschichten erhalten habe, die freilich mehr Fehler als Schönheiten aufwiesen.[1]) Als Meister und unerreichbares Muster wird er offen anerkannt von Mühlenpfordt, der 1791 Scenen aus den Ritterzeiten herausgab, trotz aller Bescheidenheit in der Hoffnung, von der neuen Moderichtung Nutzen zu ziehen. Gar reichlich machen diese Nachahmer Gebrauch von den Motiven und Gestalten der Wächterschen Geschichten: ausser Rittern, Pfaffen, edlen Knappen und engelschönen Jungfrauen verwenden auch sie Pilger, Einsiedler, Köhler,

[1]) Dass es der nachäffenden Poeten in jeder Epoche eine Unzahl giebt, sprach auch Goethe aus, Dichtung und Wahrheit 21, 39; vgl. S. 24.

Zigeuner, Vehme und Gottesgericht, Kerker und Verliesse, Turniere, Minne und Minnespiel, Belagerung und Erstürmung von Burgen mit Geheim-Gängen und Fallthüren, Herbergen und Mühlen, Schwüre und Verrat, Weiberraub, Unwetter, Stürme, Nachtraben, Felsenmassen, Geister, erdichtete Todesbotschaften, Liebe zwischen Kindern feindlicher Geschlechter, Streit zweier Männer um eine Frau, erzwungene Ehen, Gefährdung eines geliebten Lebens, rührende Abschiedsscenen,[1]) falsche Freunde, Entehrung von Rittern, Vermummte und Verkappte. Sobald man diese Wörter in einem Buche finde, meint ein Kritiker, wisse man die ganze Geschichte. Auch die Namen kehren meist wieder. Ausser den schon genannten führe ich noch an: Georg und Franz, wie Leonhards Diener heissen, während Konrads und des Abts Knechte Emmrich, Erich und Werner getauft sind. Kunz heisst ein Bube der Wein bringt. Andere dienende Personen sind die Boten Wacker und Philipp und die Zofe Gepe. In andern Erzählungen begegnen wir der Adelheid und Adelgunde, Mathilde und Kunigunde, Wolf und Veit, Hellfried und Hulda, Gerlinde von Hoheneck und Holm von Schlehenhorst. Willibald und Ardulph, Edda und Othona, Adolf und Leuthold, Holger und Wulfhilde, Hugo und Wilhelmda, Schwanhilde und Siegbert, Ditmar und Dietleib. Die bösen Ritter und Aebte führen gern den dunkelklingenden Namen Bruno, Mönche heissen Stephan, Augustin, Florian usw.

Wenn Wächter auch bekannte ältere Erzählungen, wie die von der Genovefa rittermässig darstellte (im 3. Bande der Sagen: Tugendspiegel), so griffen spätere natürlich auch auf die Volksbücher zurück, ja sogar Reinecke Fuchs wurde in ritterliches Gewand gesteckt: der Verfasser der „nach dem Reinecke Fuchs frei bearbeiteten Geschichte aus den Zeiten des Faustrechts“ Ritter Reinek von Waldburg (Dresden und

[1]) Ralow berichtet: Kalt und ruhig war ich nicht, aber als ein Mann nahm ich Abschied: Lebe wohl Elsbeth, sagte ich und küsste sie inbrünstig, denke meiner, so oft ich deiner gedenke, und nie werden sich dann unsere Seelen mit andern Dingen beschäftigen. Carl: So will auch ich scheiden, Helene, von dir. Wir umarmen uns noch diesseits wieder, mein Herz sagt es mir. Helene: So sei dieser Kuss denn kein Abschiedskuss. Carl: Sondern ein Handgeld auf grössere Freuden. Helene: Lebe wohl. — O bleibe noch, Carl! Ralow: Sucht seinen Mut nicht einzuschläfern, Fräulein. Auf, Ritter, Visir zu, sonst werden die Abschiedsküsse unzählig.

Leipz. 1791) wollte den schlauen und listigen Ritter nicht bloss am Hofe, in Versammlungen und vor Gericht darstellen, sondern auch als Gatten, Vater und Freund beobachten. Natürlich flocht er zu dem Zwecke auch Liebesgeschichten ein.

Am liebsten aber begaben sich die Erzähler gleich Wächter in eine unkontrolierbare Vorzeit oder Vorwelt. Sie muss es sich gefallen lassen, dass der Vorhang von Scenen weggezogen wird, welche sie in ihrem Halbdunkel bewahrte (Vorrede zu Eleonore, Königin v. Frankreich od. Gesch. d. 2. Kreuzzugs, 1791). Der Verfasser der „Edda von Rabenburg, eine Geschichte aus der Vorwelt", 1791, verwahrt sich förmlich dagegen, dass das Quellbrünnlein seiner Erzählung in den Eingeweiden der Geschichte gesucht werde: er habe sie in einem Kloster in einer halbzernagten Handschrift gefunden. Die Geschichte verrät übrigens deutlich Wächters Vorbild: dem wackern Burgherrn Rudolph von Rabenburg steht das Scheusal Dorneck von Hohenburg gegenüber, der womöglich noch von dem Burgpfaffen Bonifazius und dem Abte zu Aichlingen übertroffen wird. Es gab bald ganze Bibliotheken der grauen Vorwelt, z. B. von Frau von Wallenrodt 1793, ja sogar „Erzählungen aus der Urwelt", die aber erst im 14. Jahrhundert spielen.

Die Romandichter erweiterten ihren Tummelplatz immer mehr. Das Feld der Geschichte nach Christi Geburt war ihnen nicht geräumig genug, sie gingen weit über jene Zeit hinaus. So führte der Hamburger Arzt und Vielschreiber J. F. E. Albrecht in seinem Keuschen Joseph 1792 die Leser ins biblische Altertum; aber freilich entstand meist ein Mischmasch, wo die Einfalt und Roheit der Personen der geschilderten Zeit sonderbar modernisiert und ihnen die Sitten, die Gesinnungsart und Handlungsweise des 18. Jahrhunderts untergelegt wurden. Ja, eine der „Töchter Kroks, Böheims Fürstinnen" (eine Geschichte des 8. Jahrh., Hamburg 1792) lässt Albrecht förmliche „Orationen" halten, in denen sie ihrem Volke mit philosophischen Gründen, sogar aus dem Studium der Natur die Einheit Gottes darzuthun sucht. Sie tadelt den Bilderdienst, dem sie vorher selbst ergeben war, und empfiehlt die Anbetung des einzigen Gottes, doch mit dem schlauen Zusatz: „Allein seine Diener könnt ihr verehren. Seine Diener sind nun eure Geister, die unter diesem Gott stehen. Diese müsst ihr nicht anbeten, diese müsst ihr ver-

ehren. Ihr könnt sie bitten, euch beizustehen u. s. w.“ Eine Kleinigkeit ist es, wenn in der „Geister- und Rittergeschichte aus dem 11. Jahrh.“ „Die 9 Zwillinge bei Bilin“ Prag 1799 mit Flinten und Büchsen geschossen und in einer andern Erzählung die Gründung eines Schlosses ein halbes Jahrhundert vor der Reformation und doch unter die Regierung Maximilians verlegt wird.

Das zweifelhafte Verdienst, diese Gattung hervorgerufen zu haben, gebührt sicher Leonh. Wächter. Den vollen Ruhm freilich, das Ritterwesen wieder belebt zu haben, kann man ihm nicht zugestehen. Nicht er war es, der in den alten Harnischen und Helmen, Bein- und Armschienen, Halsbergen und Handschuhen ein neues Leben erblühen liess, der überhaupt die Lust an der „Urzeit“ erweckte, es war ein höherer: Goethe hatte das Rittertum im Götz von Berlichingen auf den weltbedeutenden Brettern wiederaufleben lassen; er „dessen Wissbegierde und Einbildungskraft von jeher die dunkleren Jahrhunderte der deutschen Geschichte beschäftigt hatten“ (D. u. W. Hempel 22, 74), der in Wetzlar einem förmlichen Ritterorden angehörte (22, 81 f.), hatte in seinem zündenden Werke eine Menge der spannendsten Motive vor den entzückten Augen der Deutschen gehäuft: Rebellion, Verrat, Giftmord, heimliches Gericht, ebenso die fesselndsten Bilder entworfen: Ritterburg und geistlicher Hof, Gefängnis, Lager, Zigeunerleben und Vehme. Götz gab den Anstoss zu den Ritterdramen, die von den Dichtern des Sturmes und Dranges in derselben, kraftgenialen Art massenhaft erzeugt wurden, die man an dem von Shakespeare beherrschten Götz bewunderte. Den Roman pflegten die Stürmer und Dränger nicht: aber wenn sie Panzer und Helm Götzens auf der Bühne rasseln liessen, warum sollten da die Ritter nicht auch im Roman zu ihrem Rechte kommen? Es wäre wunderbar gewesen, wenn die Schriftsteller dritten und vierten Ranges, als das Rittertum Modesache wurde, mit dem ihnen eigenen Spürsinn und ihrer angebornen Fertigkeit sich nicht beeilt hätten, die von den Genies gelassene Lücke auszufüllen, sich eines so dankbaren Stoffes zu bemächtigen und den Lesehunger des Volkes zu befriedigen auf einem Gebiete, für das es so grosse Empfänglichkeit zeigte. Es bedurfte nur eines bahnbrechenden Erfolges auf diesem Gebiete, und der Tross wusste, was er zu thun hatte.

Die Abhängigkeit vom Götz zeigt sich vor allem in der Form. Hatte schon Schlenkert den Dialog in den historischen Roman eingeführt (wohl nach dem Vorbilde A. G. Meissners) und z. B. in seinem Friedrich mit der gebissenen Wange 1788 weitläufige Angaben über die Schauplätze seiner Geschichte ganz nach Art der Theaterstücke gemacht, so sind Wächters Romane und fast alle nach ihm erschienenen dialogisierte Erzählungen und bezeichnen sich auch so. Die Erzählungsform wird fast gar nicht beobachtet. Gleich der Anfang ist so gehalten wie der eines Bühnenstücks. Da heisst es: „Herberg' in Bamberg (vgl. Götz!). Ritter Bernhard von Wildungen, geharnischt, tritt herein, legt Helm, Handschuh, Schild und einen güldenen Kranz, den Dank des Turniers, auf den Tisch." Darauf folgt ein Gespräch zwischen ihm und dem Sänger Minnehold. Andere Romane beginnen zwar erzählend, führen diese Form aber nicht durch; mindestens tritt an spannenden Stellen die dramatische Form ein, so dass Rede und Gegenrede nur unter einfacher Namenangabe der Redenden erfolgt und begleitende Handlungen in Klammer und im Präsens kurz Erwähnung finden: „sie weint", „sie hängt sich an seine Brust" u. s. w. Dabei giebt es aber keine Einteilung in Akte und Scenen, sondern in Bücher und Kapitel.[1] Voran geht bei vielen Romanen ein förmliches und genaues Verzeichnis aller im Buche vorkommenden Personen, welches z. B. in Baczkos Hans von Boysen sechs Seiten einnimmt. Die dialogische Form, an der man das Streben der Sturm- und Drangzeit erkennt, den Unterschied zwischen Drama und Erzählung zu verwischen, hatte freilich eine gefährliche, vielen aber willkommene Klippe: die „Dichter" wurden nur gar zu leicht verführt, zu ganzen Seiten leeren Dialogs auszuspinnen, was in der Erzählung ein paar Zeilen eingenommen hätte und auch nicht mehr verdiente. Dass dieses Mittel, die Bogen zu füllen, bei den Romanfabrikanten grossen Beifall genoss, begreift sich leicht, desto weniger freilich, wo die Leser die

[1]) Manche dieser Erzählungen wurden von Anderen vollends zu Schauspielen umgearbeitet, so mehrere Wächters, Cramers u. a. Wächter selbst veröffentlichte 1804 ein Schauspiel „Wilhelm Tell"; unter dem Titel: „Ritterschwur und Rittertreue" erschien ein vaterländisches Schauspiel von Joh. Heinr. Bösenberg, Dresden 1791, welches aber mit Wächters Erzählung nichts gemein hat als die gewöhnlichen Bestandteile der Ritterdramen.

Geduld, sowie Zeit und Geld hernahmen, so beleibte wie langweilige und teuere Romane zu lesen. Wächter selbst bietet schon im dritten Bande von 654 Seiten eine einzige Erzählung, während er in den ersten von 462 und 444 Seiten drei und vier Erzählungen gegeben hatte. Auch bei ihm kam der Appetit mit dem Essen. Übrigens verwendete er auch die Richardsonsche Briefform zur Vermeidung eigener Erzählung. Für die Ritter muss meist der Burgkaplan die Feder führen; thut es der Ritter selbst, so erregt es Verwunderung, oder der Ritter, dem es sauer wird die Kunst auszuüben, die ihm in der Jugend eingebläut ward, bezeichnet es selbst als harte Arbeit für den Empfänger, „sich durch alle die Glenen und Partisanen zu schlagen, mit welchen er seine Buchstaben bewaffnet." Karl Kleeborn schreibt im Castel Baldino mit Schiefer auf ein anderes Stück Schiefer, das er aus einer Turmluke dem unten lauernden Buben zuwirft. Es giebt Ritterromane, die lediglich aus Briefen bestehen, z. B. J. G. Pahls Bertha von Wollstein, 1794, wo der Verfasser den Herausgeber von mittelalterlichen Briefen spielt.

In den Briefen Wächters wird aber auch nicht bloss erzählt, sondern auch hier geht der Schreiber oft in Dialog über. Er versteht es übrigens, den Ton der Briefe wie die Sprache überhaupt dem Charakter seiner Helden anzupassen. Der edle Leonhard spricht und schreibt anders als der böse Dorneck, während den Liebesbriefen einer Helene und Agnes, deutscher Dirnen, „die ernsthaften und wichtigen Sachen nie den Anstrich von Mädchenziererei geben", die Briefe gegenüberstehen, in denen Elsbeth ihrer Freundin verrät, sie wolle dem Ritter Lüder ihre Macht fühlen lassen, ihn, den Weiberverächter oder wie er sich ausdrückt, einen Kerl, aus dem nie ein Frauenlob geworden wäre, und hätte er bloss mit kanonisierten Frauen und Dirnen Umgang gehabt, zur Liebe zwingen und dann auslachen. Während sie in ihren Briefen gesteht, wie sie allmählich sich selbst fängt in ihrer Schlinge, berichtet er, der sich immer so ausdrückt als spräche er mit seinem Schimmel, einem Freunde über ihre ihm unerklärliche Laune, ja Tollheit. Er weiss selbst nicht, durch welche Liebenswürdigkeit sich sein Leichnam auszeichnet, und sucht jene zur Vernunft zu bringen. Eine noch derbere, aber keineswegs verletzende Sprache führen wie bei Goethe die Knappen und Knechte, so wenn sie beim Wachtfeuer sich von

Mönchen erzählen, die nichts Lieberes thaten als fluchen und saufen; ob sie gleich der Abt oft ausgehunzt hatte, konnte er doch nicht die Fluch- und Saufgeister aus ihnen 'nausschimpfen noch geisseln. Mehr als an solchen Ausdrücken nimmt die damalige Kritik Anstoss an dem Gebrauche alterthümlicher Worte und Wendungen, mit denen Wächter und seine Nachahmer „ihren Romanen ein antikes Ansehen geben wollten, die den Leser zum 13. Jahrh. zurückzögen, während in derselben Periode andere moderne ihn zum Jahre 1788 vorwärts rissen." Gerade Wächter wurde getadelt, dass er, ein so trefflicher Schriftsteller, hierin ein böses Beispiel gebe für die Skribler. Folgende Worte werden besonders oft gerügt: Kutzenstreicher, belugen, hörnine Bilder, magdlichscheu, Neidhart, Rugemeister, griesgramen, Knöchler und Holzmeier (= Tod), Bardale (= Lerche, Einwirkung Ossians!), Blanksel (= Schminke), Kneuff (= Knopf), gerunzert (in Falten gelegt), gefrenzert (mit Fransen besetzt), es neisst mich (= es verdriesst mich), besiebenen (= mit 7 Zeugen beweisen), Hageprunk (= Stutzer), fröhliche Urständ, Machtbote (= Bevollmächtigter), bügelrückig, Herzensgespiel, Sponse, sie erkiesten, Fündlein, biederb, bas, Miswende, hirzn, zecken u. a. Viele dieser Wörter erklärt Wächter selbst in Anmerkungen, manche aber auch nicht, wie z. B. Hochgemüete, und die Recensenten betonen die Notwendigkeit förmlicher Glossarien. Dem kamen die Romanschreiber gerne nach: sie füllten manche Seite mit Noten aus. (Falsch verstanden hat Wächter selbst das Wort Schimpfspiel: er erwähnt ein Schimpfspiel vom verlorenen Sohn.) Mit Recht machen sich die Beurteiler lustig über den Mischmasch von neudeutschen Floskeln und alterthümlichen Ausdrücken, wie er besonders bei Wächters Nachahmern auftritt, die z. B. vom Dämon oder vom Spleen eines Ritters reden. Manche der Wörter haben sie freilich mit Unrecht verworfen, z. B. Mähr, Kunde, kunden, gewahren, entgegnen, unwirsch, lugen, Kämp, ob (= wegen), traun, männiglich, fürder, Gethiere, Monden, Imbiss, ruchbar, Verwesung (= Verwaltung), alles Wörter, die heute von Dichtern, ja sogar in Prosa gebraucht werden. Die Minne und das plumpe Wort Humpen gehe, heisst es, den Verfassern über alles — heute ärgern wir uns darüber ebenso wenig wie über die als unfein bezeichnete

Edelzofe und das von Wächter geschaffene Burgverliess, welches sofort von den Nachmeistern aufgenommen wurde und jetzt auch dem gemeinen Manne ganz verständlich ist.

Die Weissagung, dass künftigen Dezennien die altertümliche Redeweise der Ritterromane lächerlich vorkommen werde (Neue Allg. D. Bibl. 1793, 1, 338) ist ja in Erfüllung gegangen. Wer sollte nicht heiter gestimmt werden beim Lesen eines Ritterbriefes, wie er in den „Papieren aus der Vorzeit“ 1795 vorkommt: „Ehrenvester Ritter! Mein Sohn Dietrich, dessen Tapferkeit und Männlichkeit ihr auf dem Turnier des Schwarzburgers sattsameglich werdet erkannt haben, minnt eure Tochter und begehret sie zu seiner Hausfrau. Ich habe nichts dawider; wenn es sich mit euch ebenso verhält, lasst es uns wieder melden, dass mein Sohn zu euch komme und selbst um eure Tochter freye. Gegeben am Tag Johannes des Täufers. Bode von Kannenstein.“

Manche der als altertümlich verurteilten Wörter werden von andern Recensenten als Provinzialismen getadelt, so meuchlings, Vorhut, hausen, Verliess, Beachtung, Begebnis, nimmer, Kunde, Morgenimbis, Unbilden der Witterung, Beschwichtigung u. a. Wir können heute auch diesen Tadel nicht mehr anerkennen. Ebensowenig halten wir es heute für einen Gallicismus zu sagen: Behalten wir also das Geheimnis, lassen wir das alles ruhen, fragen wir sie, wofür man vor hundert Jahren Umschreibung mit „wir wollen“ verlangte. Als Sprachfehler i. e. S. werden bemängelt Liebeshöfe statt Liebesgerichte, Gerichtshöfe der Liebe, ferner die Mehrzahl Pläne, die nichts tauge (a. a. O. 20, 540): wer sagt heute noch Plane? Statt ungerächt finde man selbst bei besseren Schriftsteller ungerochen: das könne man doch nur von riechen ableiten. Aber auch diese Form erkennen wir heute an, da Schiller sie heiligte. Mit mehr Erfolg wandte man sich gegen Umstellungen, wie sie die Sprache mancher Ritterromane liebt: So bist du denn ausgeartet ganz? Auf den Weg hatten sich gemacht tückische Feinde. Aufstand nun der Mann von seinem Stuhle. Ebenso bereichert hatte der gute Schöpfer seinen Körper. — Zur Strafe wird diese Mode in folgender Stelle: Kaum hatte ich wieder gesehen mein Vaterland und meine Burg, da rief mir entgegen der Vogt: o wehe, Herr Ritter, warum seid ihr nicht eher kommen nach Haus;

nun ist euch entgangen durchs Netz die liebliche Braut und weggefischt worden vom Hurselgauer.... Ritter Hurst von Hurselgau war ein gar loser und sauberer Schalk, hässlich an Leib, noch hässlicher an Geist. Wer ihn ersah, der lief, als ob der Kopf ihn brenne, davon; denn es sass der leidige Teufel in ihm. (Der schwarze Ritter 1791.)

Von solchen Dingen hält sich Wächter anfangs wenigstens frei; seine Sprache ist im allgemeinen lobenswert. Wenn er freilich vielfach zu zierlich schreibt, namentlich in den Liebesbriefen, so wird bei seinen Nachahmern die Schreibart oft geschraubt und schwülstig; durch das Bestreben den gewöhnlichen, alltäglichen Ausdruck zu vermeiden wird Bilderreichtum, Bombast, ja Unsinn fertig. Dies ersieht man z. B. aus der Stelle der „Gerechten Vehmrichter" S. 144, wo Schwanhilde an Holgers Gegenliebe verzweifelt: „Prüfend fragte sich Schwanhilde oft: Warum seufzest du so nach Ritter Holger? Da schwieg das Herz, und ihr Verstand log die kalte Antwort: Dankbarkeit." Der Verfasser fährt fort: „Das Herz zerriss die Fesseln, die der kalte Verstand ihm angelegt hatte und sprach laut: Holger verachtet mich! O könnte der vortrefflichste der Menschen, der jede seiner Leidenschaften am Triumphwagen der Tugend fesselt, könnte der die Leidenschaft der Liebe bekämpfen, dann bliebe zwar sein Körper immer noch diese matte kraftlose Hülle, aber sein Geist würde sich emporschwingen zu der Würde jenes Wesens, das dem rein geschaffenen Engel gleicht. Aber nein, Liebe, du bist keine der niedrigsten Leidenschaften, die auf den Trümmern der überwundenen Tugend emporkeimt: in dich legte der Schöpfer die Quelle von millionenfachen Freuden, du gehst in gleichem Schritt mit der Tugend und krönst den Menschen zum Beherrscher der Welten. Schwanhilde wollte dieses grosse Geschenk der Natur von ihrem Herzen losreissen, aber wie fruchtlos war die Bemühung des schwachen Mädchens! „Er verachtet mich!" Dieser Stachel, der scharf genug hätte sein können, die Faden der Sympathie zu zerreissen und Wiedervergeltung aus dem entferntesten Winkel der Brust emporzubringen, verfehlte sein grosses Ziel und mordete die Wiedervergeltung." Wächter selbst verfällt schon im 3. Bande in ziemlichen Schwulst, so wenn er den Ritter Adolph dem abwesenden Räuber seine Gattin anreden lässt: „Zaubre

eine brennende Wagenburg um mich her, verwirkliche die Gestalten, welche einen abgeängsteten Furchtsamen schrecken, und bewaffne sie mit glühenden Schwertern, mich halten sie nicht zurück; flieh dorthin, wo die Sonne des Menschen Haut schwarz brennt, oder dorthin, wo er sich seine Hütte im ewigen Eise baut, ich folge dir! Umfass verbrecherschützende Altäre, oder verkrieg dich unterm heiligen Gewande des Pabstes und erkauf dir seine Gunst und seinen Bannstrahl, ich entreisse dir dort Floribella! Birg dich hinter zehnfache Felsmauern, mir sind sie ein Nebelgewölk!"

In seinem Hermann Arminius sucht Aug. Schumann 1795 mit folgenden Schauern und Antithesen seinen Lesern beizukommen: „Die Nacht war furchtbar finster. Ferne Blitze mischen ihr Feuer in die Opferflammen der Druiden, fern murmelnder Donner begleitet die Bardenmusik, das Geräusch der Waldströme und des Waffengetümmels. Das ist das Gewand (der Donner und die Musik also), in welches der Tod sich am geschicktesten verbirgt. Hier stehen die Römer, von unbekannten Flüssen umschlossen, und schnauben Rache; da die Deutschen in zerstreuten Cohorten. Ein mächtiger Fels verbirgt sie dem Auge der Römer. Kein Heer kennt die Lage des andern; und die grausame Parze wetzt an beyden Schildern ihr furchtbares Geschmeide. Jetzt schwärzt sich der Himmel mehr, die Donner rollen näher, schwer auf dem Felsen ruhende Wolken schütteln ihr Feuer auf die schwarzen Gründe. Der Sturm fasst die alten Eichen und schmettert sie zu Boden. Grausend mischt sich das Geheul der Wölfe in die Empörung der Natur; ängstliches Nachtgefieder flattert durch die rauschenden Wipfel der Bäume; alles fliehet einer sichern Höhle zu; nur die Römer und die Deutschen stehen; diese, weil sie Thuiskon in der Natur verehren; jene, weil sie es nicht wagen, einen Rückweg durch die empörte Natur zu unternehmen." Dabei gebraucht er Centuren für Centurionen u. s. w.

In Schilderungen, namentlich weiblicher Schönheit, beweisen diese „Dichter" sich als völlig unangekränkelt von Lessings Laokoon: „Fräulein Radelgunde hatte Augen wie Maienhimmel, Haar wie Weizenwogen, eine Stirn von Emaille, ein Nase aus Athen... Das Gefühl des tiefsten Mitleids komplottierte mit den namenlosen Reizen der Unglücklichen, um ihn

durch Liebe auszudörren.“ Man glaubt die asiatische Banise vor sich zu haben, wenn man in Gabriel Steins Aprilstagen Felix Ungenannts (Berlin 1798) liest: „Ich sah ein Mädchen von mittlerer Grösse, von einem schlanken und zärtlichen Wuchse. Ihre Haare — tausend Ketten für meine Freiheit — beschämten den goldenen Schweif des Phöbus. Ihre grossen blauen Augen, deren Blicke ein Alpengebürge durchglüht haben würden, gaben dem Feuer und der Lebhaftigkeit ihrer schwarzen Schwestern nicht das mindeste nach. Ihr Mund und ihre Lippen, deren Purpur das Galakleid des Weisen Salomo übertraf, schienen aus den edelsten roten Korallen zu bestehen, und waren von einem Nektar befeuchtet, gegen welchen, ob ich ihn gleich nicht gekostet hatte, der süsseste Honig ebenso bitter als die Pillen des Doktors V. waren; hinter diesen schönen Lippen leuchteten zwei Reihen der prächtigsten Perlenzähne hervor. Ihr elfenbeinerner Hals, deren quatschlichte Falten ebenso viele Galeeren für die unbezwingbarsten Herzen waren, oder ebenso viele Amorsgrotten, überstieg die Weisse des Schwans.“ Vollständig die asiatische Banise! Nur dass diese wenigstens Einheit im Stile zeigt. Unser „Dichter“ aber fällt gleich nach diesem pathetisch komischen Gemälde so tief, dass er schreiben kann: Jetzt stolperte ich an ihr vorbei und machte einen so tiefen Lorenz (=Verbeugung), dass ich, wenn ich irgend Voltärs Nase gehabt hätte, damit den eben vom Feuer gekommenen Pferdemist gekostet haben würde.“ Derselbe Verfasser bietet in der „Changeanten Mappe“ den echt Wächterschen Geist atmenden Vergleich: „Die Welt ist ein ewig finsteres Verliess. Wohin ihr blicket, werden Neid und Hass auch verzannen, wo ihr athmet, wird euch der Odem der Verläumdung vergiften u. s. w.“ In vielen Ritterromanen wimmelt es geradezu von Blumen und Blümchen, man wird in einem ganzen Blütenmeer der Diktion herumgeführt; die übermässige Jagd nach blendenden Bildern führt freilich oft zu verpufften Ausdrücken wie „Schon zirkelte in fröhlichen Kreisen die Mitternacht herbei,“ und manches, was das Auge für eine entzückende Blume hält, erweist sich als taube Blüte, wenn nicht gar als Stinkblume, als Zweideutigkeit, wie z. B. folgende Stelle: „Kaum hatte die junge Rose (Prinzessin Anna) die ersten Bläter entfaltet, so flattern auch schon Schmetterlinge jeder Art um sie herum

und verunreinigen sie.“ Wenn ferner viele Verfasser von Rittermären sich in bewusster oder unbewusster Nachahmung Jean Pauls gefallen und in Gleichnissen mit allerhand zusammengelesenen Kenntnissen prunken, so lassen sie meist das rechte Verhältnis zwischen dem verglichenen Gegenstande und dem ausgemalten Bilde vermissen. So, wenn Mühlenpfordt schreibt: „Selig ist eine Mutter, wenn sie den einzigen Säugling, den ein gieriges Thier in einer Wüstenei ihr entriss, durch die unvermutete Hilfe eines Mannes gerettet, unbeschädigt an ihr vor Schrecken starres Herz drückt: aber noch seliger waren Gottfried und Eduard durch ihre Freundschaft.“ (Bei dieser überspannten Schreibweise verfügt dieser und viele andere derartige „Dichter“ nicht einmal über die notdürftigste Sprachrichtigkeit, wie folgende Stelle der „Scenen aus den Ritterzeiten“ beweist: „Selige Minne hatte oft seine Stunden in der Gesellschaft des küssigen Mädchen zu der Ewigkeiten graue Nacht gescheucht.“) Wie unangemessen ist folgender Vergleich: „Jetzt wacht die eingeschläferte Bestie, das Gewissen, laut heulend auf! Sie mahnt mich, wie der heulende Hund auf den Gassen zu Messina, indem er den sorglosen Einwohnern das herannahende Erdbeben verkündigt.“

Es zeigt sich da die Neigung zu Uebertreibung, zu Kraftentfaltung, wie sie den Kraftgenies eigen war, bei den unter ihnen stehenden Schriftstellern aber zu hohlen Redensarten, ja zu Lächerlichkeiten führen musste. In dem Roman „Hodika, Aebtissin von Mecklenburg“, Neustrelitz 1797, spricht der Oberpriester Radegast zum alten Obotritenfürsten Miscul, dem Vater Hodikas: „So gehe hin, Elender, lasse dich taufen und schwöre dem Kreuze! Aber dann donnere über dir die Stimme des Rächers und zermalme mit feurigen Keilen deine Brust!“ Eine ähnliche starke Rede führt Hodika gegenüber Euphrosine: „Du hast viel Mut, gieb mir deinen Riesengeist, und ich zerschmettere durch einen Handschlag diese Mördergrube unserer Freuden!“ Besonders das Wort hehr wird hier um seine Würde gebracht: „Hehre Fürstin, hehre Blume der Hoffnung, Mecklenburgs hehre Gefilde u. s. w.“ Wie gering aber die Entfernung zwischen Erhabenem und Lächerlichem ist, zeigt folgende Stelle. Auf Hodikas gewaltige Rede: „Ich fühle es, dass selbst der Wille eines Gottes das Bild meines Billugs nicht aus meinem

Herzen würde wegdonnern können; es schimmert Sternen gleich in jedem meiner Blutstropfen, und wie eine Sonne durchhellt dies Bild alle Falten meines Herzens," — auf diese gewaltige Rede giebt ihre Freundin Euphrosine die Antwort: „O Gott, Prinzessin, welche Veränderung in Ihnen? Was ist Ihnen begegnet?"

In K. A. G. Seidels „Zauberspiegel, Märchen der grauen Vorzeit", Leipzig 1794, schreit ein Weib auf die Nachricht, dass ihre Nebenbuhlerin sie verdrängen werde, in einem Anfall von Wut: „Nun falle der Vorhang, der dir meine Wut verbarg, verfluchte Buhlerin! Stärkt diesen Arm, ihr Mordgeister! Liebe, heiliges Band, das mein Herz an ihn kettete, sei zerrissen, zerstückt! Zerstiebe in der Luft, wo ich Rache atme! Verflucht sei jedes Mitleid! Verflucht der, der mich zurückhält! Verflucht die Buhlerin auf ewig! Verdorre Arm, wenn du dich scheust, den Dolch zu führen! Erschlafft, vertrocknet, zerspringt ihr Nerven auf immer, wenn ihr vor dem Stosse zittert! Auge, erblinde, wenn du vor dem verruchten Blute zurückbebst! Erlahmt, Füsse, wenn ihr den Sprung an den Altar mir weigert! Rache, Rache, Rache, blutige, schwarze, schreckliche Rache will ich üben! Umgebt mich, Furien! Treibt mit Höllenwut mein Blut in seinem Kreislauf umher! Schlangengift koche in meinen Adern! Tigerblut rausche am Herzen mir! Löwenstärke beseele meinen Arm, wenn ich den Dolch nach dem verdammten Busen ihr stosse! Er fleische das buhlerische Eingeweide in Stücken, dass weit umher der Blutschaum spritze! Heraus Dolch! blinke ihr Todesangst entgegen! Sieh, Buhlerin, so rächt sich das beleidigte Weib! (Sie führt einen Stoss in die Luft.) Stirb hier und dort!" (Entkräftet sinkt sie nieder.)

Wie viel leere und steife Phraseologie und pomphafter Klingklang herrscht in folgenden Stellen aus dem „Richterbund der Verborgenen": „Nicht den unschuldig Gerichteten kann in dem Augenblicke, wo der Nachrichter ihn schon beim Schopfe gefasst hat, um seinen Kopf vom Rumpfe abzusondern, das Wort Gnade! — nicht den sturmgelittenen Schiffahrer, der jeden Augenblick auf unbekanntem, offenem Meere dem Untergange des Schiffes entgegenbangt, kann so der Ruf des Steuermanns aus dem Mastkorbe: Land! Land! — nicht den Schatzgräber, der seine ganze Habe dieser (?) eitlen Wissenschaft

aufgeopfert hat, endlich das Geheimniss gefunden zu haben glaubt, im Sande wühlt und schon trauernd alle Hoffnung aufgiebt, kann so der Wiederklang eines Metalls auf der suchenden Hacke mit Freuden erfüllen, als der Laut der Stimme ihm Freude ins Herz goss." „Wenn ich erlebte, dass sich mein Bart bleichte wie Schnee, auf meinem Scheitel eine Glatze mir würde, dass zahnlos mein Mund, schlotternd meine Knie für Alter würden, ich vergässe die Freuden meiner Kindheit, sich verlöscht hätte das Andenken an die Leiden meines Jünglingsalters aus meinem Gedächtnis, doch würde sich in der letzten Hirnfaser, die die Urkrankheit, das Alter, noch nicht abgestumpft hätte, die Erinnerung an dieses Ereignis unversehrt erhalten."

Die Haupterzeugnisse dieser Gattung tragen aber noch ein anderes Gepräge an sich. Wenn man Leonhard Wächter als ersten Vertreter seiner Gattung noch heute gelten lassen könnte und zwar als einen nicht ungeschickten, erfindungsreichen und im Ton durchaus anständigen Vertreter, so stehen in ziemlichem Abstande von ihm diejenigen zwei, deren Namen mit dem Begriff der Ritter- und Räubergeschichte aufs engste verbunden sind: Spiess und Cramer. Zeigte Wächter sich von dem Ritterideale erfüllt, wie es seit Götz auf der Bühne vertreten war, so vollziehen diese eine innige Verbindung des Ritterideals mit dem Räuberideal, wie es gröber aus Schillers Räubern sich nicht entwickeln konnte. Zehn Jahre nach Goethes Götz erschienen, zeigen Schillers Räuber so deutliche Verwandtschaft mit jenem, dass es die Romanfabrikanten sofort herausfühlten. Beide Stücke sind aus ähnlichen Stimmungen und Anschauungen sowohl der Dichter als auch ihrer Zeit hervorgegangen. In Götz wie in Karl Moor zeigt sich das den Deutschen so eingewurzelte Streben nach Freiheit und Selbständigkeit; beide versuchen als Einzelne gegen die nach ihrer Ueberzeugung unhaltbaren Zustände der Gesamtheit gewaltsam anzukämpfen und stellen sich ausserhalb des Gesetzes, um das Rousseau'sche Naturideal zu verwirklichen.

Man kann diese Auffassung des Räubertums als einen Vorzug der Deutschen betrachten: ihnen genügten die Spitzbubenstreiche und Gaunerstückchen, wie sie im Altertum Lucian

aber arm; du Welt machst's aber der Armut unmöglich ehrlich zu bleiben."

In der Familiengeschichte „Karl Strahlheim oder der dankbare Bandit" von C. W. Meissner, Berlin 1804, nicht zu verwechseln mit dem Prager Professor Gottlieb Meissner, sehen wir, wie ein Räuber aus Dankbarkeit sengt und brennt und wie der Held der Geschichte den Verführer seiner Schwester und Mörder seines Vaters erdolcht, darüber wahnwitzig wird, halbnackt in Feld und Wald herumirrt, von mitleidigen Händen aufgegriffen aber wieder zu Verstande kommt, seine Sünden beichtet, das Abendmahl nimmt und selig stirbt.

So stellt auch die Geschichte vom „Bauern Martin dem Mörder" von Filibert, d. i. Aug. Kähler, Leipzig 1801, einen jungen Bauern von bester Gesinnungsart dar, der seinen Gutsherrn tötet, weil dieser ihm seine Braut verführte und ihn auch noch verhöhnte. Der Verfasser spricht sich dabei ziemlich freimütig über die Unterdrückung und Verachtung des Bauernstandes und mancherlei Verbrechen der Polizeiverfassung aus, schreckt auch nicht vor der Schilderung empörender und grässlicher Auftritte zurück, wie der Geisselung im Zuchthause.

Die Greuel, die Spiess wie Cramer und das Heer ihrer Nachahmer ihre Helden verüben liessen, fanden also ihre volle Erklärung, wo nicht gar Entschuldigung. Sie strahlten zum mindesten im Schimmer der Romantik, im Schimmer auch der Grösse eines Räubers Moor; man mass alle Gestalten an ihm, man konnte sich bald keinen Spitzbuben mehr denken als mit den Zügen Karl Moors.

Schuf Goethe für das vorige Jahrhundert das Ritterideal, so verdankt die Räuberromantik Schiller ihre Anregung; die Ausbildung und Verschmelzung des Ritter- und Räuberideals aber seinen Zeitgenossen Spiess und Cramer.

Um zuerst von dem grossen Carl Gottlob Cramer zu reden, so war dieser berühmte Mann 1758 zu Pödelitz bei Freiburg an der Unstrut geboren, also ein Thüringer. Zugleich mit Friedrich Schlenkert bildete er sich in Schulpforta. Ueber diese, wie über die Fürstenschulen und Erziehung überhaupt, spricht er sich in seinem Paul Ysop aus; namentlich rechtfertigt er ihre Strenge und eifert gegen die Weichlichkeit der damaligen Erziehung in und ausser den Philanthropinen, wodurch

Gedanke der eigenen Grösse durchdringt und erfüllt sie alle: die Leserwelt aber schätzte die Kraft über alles, die zugleich als Vertreterin der Humanität dastand. Helden sind auch ihr der Ritter wie der Räuber, der den Raub verschmäht, das Dritteil seiner Beute auf Waisenkinder verwendet, der seinen Gesellen ebenso durchschlägt, wie sich der Ritter mit Kraft für seinen Knappen einlegt. Auch die Räuber erschienen der Zeit als grosse Männer, denen nur die Verkehrtheit der bürgerlichen Einrichtungen keinen freien Spielraum gönnte, die vielmehr aus der Heldenlaufbahn in die nahe angrenzenden Diebeswege hinübergedrängt wurden. Nur wenig fehlte, und auch dieser Räuber wäre ein Alexander, ein Cäsar geworden. Nicht an ihm lag es, dass er es nicht ward und die Bewunderung der Welt auf sich lenkte. Das Thema vom Verbrecher aus verlorener Ehre, vom edlen und grossen Verbrecher lag in der Luft; der Sonnenwirt Schillers war nicht der einzige, der sich berufen fühlte zur Rache an der Menschheit. Auch von Michael Kohlhaas sagt Kleist, die Welt würde sein Andenken haben segnen müssen, wenn er in seiner Tugend nicht ausgeschweift hätte. Das Rechtsgefühl aber machte ihn zum Mörder. Und so erklärt denn auch Spiess, der sich als grosser Menschenkenner und Seelenforscher geberdet, ein geringes, von ihm und tausend anderen schon oft verübtes Verbrechen könne, wenn Zufall und Umstände sich mit ihm vereinen, den redlichsten Mann zum Räuber, das gefühlvollste Herz zum Mörder machen.

Noch 1796 veröffentlichte Gabriel Stein (F. A. G. Schumann) unter dem Titel: „Die changeante Mappe“ mehrere Erzählungen, darunter die vom armen Wilhelm, der, um heiraten zu können, bei einem reichen Vetter einbricht und im Zuchthause erklärt: „Ja, ich bin der abscheulichste Verbrecher; aber machen Sie einen Menschen zu Ihrem Sklaven, sperren Sie ihn, aller Nahrung entzogen, in einen Keller; wenn er sich durch Ketten und Gemäuer nagt und gleich einem Wolfe ihren Säugling fasst und vernichtet: dann nennen sie ihn auch Verbrecher? O der Himmel ist unerklärbar. Vorsehung ist ein Hirngespinst; ein blindes Ungeheuer hat den Weltregentenstab. Ungerechtes Schicksal und grausame Bestimmung sind seine Räte! O Gott, dass ich doch kein Teufel bin, um gegen dich zu wüten! — Ich war gut,

übersetzt und zu einem Schauspiel verarbeitet wurden. Er bezeichnet diesen Roman selbst als den Liebling unter seinen Geisteskindern, auch enthält er den Samen zu den weiteren Werken, von denen fast jedes eine im vorhergehenden auftretende Nebenperson zum Hauptheldeu macht. Es wurde auch sehr bald Mode der Verfasser, sich, wie Cramer that, in späteren Werken nach dem ersten vermeintlich klassischen zu benennen, das nach ihrer Annahme ihren Schriftstellerruhm begründete, oder immer wieder von einem aufs andere zurückzuweisen, so dass förmliche Stammbäume nötig werden, wenn man zum Namen solcher Vielschreiber gelangen will. Was Cramer zum Verfasser von Räuberromanen machte, waren jedenfalls die Erfolge Wächters, die von den seinigen weit überholt wurden. In ähnlicher Weise liess sein Deutscher Alcibiades 1790 an Erfolg noch dasjenige Werk hinter sich, welches nachgeahmt zu haben er selbst leugnet, G. Meissners Alcibiades.

Für den Ritterroman und sein Heldentum wurde geradezu vorbildlich Cramers Hasper a Spada, der als sein elftes Werk 1792 erschien, vier Auflagen erlebte und noch 1837 neu gedruckt wurde. Cramer hat hier weiter nichts gethan, als den Götz von Berlichingen ins Grobe übersetzt. Es ist, wie Goedeke sagt, die grösste Verballhornung eines Goetheschen Stoffes, die es giebt, vom Original bis in winzige Einzelheiten abhängig, mit Zügen aufgeputzt, deren Ursprung aus der besseren Litteratur jener Tage leicht nachzuweisen ist. Sein Erfolg erklärt sich vielleicht eben daraus, dass gröberen Naturen das Klassische nur in dieser groben Umformung geniessbar war. Hier erst wurde dem Volke im engern Sinne klar, was es an Goethes Götz hatte. Hier erfreuten sich auch die Leser, denen Götz noch zu hoch war, die ihre Speise nicht gepfeffert und ordinär genug bekommen konnten, an der deutschesten Deutschheit, an der Auflehnung der widernatürlich unterdrückten Körperkraft und Sinnlichkeit gegen die scheinheilige, mönchische Askese. Hier hörte auch der Ungebildete das Naturevangelium Rousseaus, wie es für den Gebildeten sich verkörperte in der Gestalt des biderben Götz.

Was wollen Götz und Karl Moor neben Hasper! In ihm stecken nicht nur beide, sondern der helle Teufel, wenn

er auf seinem Gaule sitzt. Zwang kann er ebenso wenig vertragen wie ein Rüde die Kette. Er spürt Mut in seiner Brust und Kraft in seinen Knochen, daher fühlt er sich berufen, zu nehmen, wo etwas ist, und es hinzugeben, wo es fehlt — Raub nennen das nur die schändlichen Fürsten und Pfaffen. Er fasst mit der Rechten den stolzen tückischen Mönch an der Gurgel und reicht mit der Linken der hungernden Witwe sein Brot. Kalt vergiesst er das Blut lachender Buben und weint gefühlvoll mit der leidenden Unschuld — aus dem Löwen wird aber ein Tiger, als man ihm sein Weib gestohlen. Da mordet, sengt und brennt er, Freund und Feind bluten unter seinen Streichen; seine arglistigen, ruchlosen Gegner haben ihn zum äussersten gebracht, „wenn die Seele eine Haut hätt', würde er sagen: Sie haben meine Seele geschunden." Er und seine Helden werfen sich zu Rächern des Unrechts auf wie Karl Moor. Sie wollen dem armen Landvolk die Sauen von den Saaten weghetzen, sie verfluchen die Ruhe, wenn die Menschheit leidet, von feisten, „lachenden Buben gedrückt", und senden Blicke voll edlen Grolls gen Himmel, fragend, warum er so rar thue mit seinem Donnern. Kurz, das Mittelalter ist hier nur eine Zeit idealer Roheit. Von gründlicher Kenntnis dieser Zeit ist keine Rede, es ist eben das finstere Zeitalter des Faustrechts, das hier ganz wörtlich genommen wird. Die Ritter haben an nichts zu denken, als wie sie ihre Fehden ausfechten, zu denen jeder berechtigt erscheint als eine Art souveräner Fürst.

Ueber alles Mass geht hier die Kraft, die Lümmelei des Faustrechts; das knirscht und poltert und dröhnt von Pferdegetrappel und Rüdengebell, Schwertergerassel, Lanzengekrach, von zusammenstossenden Humpen und fallenden Burgen, Rittern und Jungfrauen. Grossartige Flüche und anderweitige kolossale Redensarten wechseln mit entsetzlichen, rippenzermalmenden Schlägen und Stössen — darob verspürten die Leser auch nicht die geringsten Kopfschmerzen. Wem pochte nicht das Herz, wem sträubte es nicht das Haar empor, wenn er nachts in seiner öden Dachkammer las: „Mitternacht, dumpfes Grausen der Natur, Rüdengebell, Ritter Urian tritt auf." Wie schwoll dem Ladendiener und dem Tertianer sein Herz, wenn er las, wie die „Waglinge" auf ihren hurtigen „Gaulen", die Stechstangen

in den Fäusten, durchs Thal stürmen, natürlich nicht von einem Orte zum andern reiten, sondern immer auf und davon donnern, und wie sie Püffe austeilen, bei denen die Zähne wackeln und die Haare pfeifen. Ihre freie Zeit bringen die Ritter beim Humpen zu. Wie entzündete da der wackere, durstige Feige von Bomsen die Herzen, ein Kämpe wie ein Waldochs, ein Bär im Gelaggaden wie im Kampfgewühl. Bei ihm wie bei all den Helden heisst es: „Humpen aus der Hand und die Lanz' hinein!" Wie verstehen sie es, sich zu betrinken! In grossen Stückfässern lagert der Nierensteiner auf der Burg. Im Arme der Freundschaft aber mundet ihnen selbst Krätzer wie Nierensteiner, und sie drücken sich umarmend so, dass die Brustharnische grosse Beulen bekommen. Mit den Harnischen scheinen sie auch zu Bette zu gehen.

Nichts aber ist ihnen so verhasst, nichts bringt sie mehr in Wut, als die Pfaffen, die „heiligen Ungeheuer", die „Teufel Gottes." „Schleichend deine Schritte, wie die Schritte der Blindschleiche über dürres Heidemoos — tödlich vergiftend dein Auge, wie Basiliskenblick — und dein Herz ein verfluchter Rüstsaal aller Laster!" Da haben wir die beliebteste Figur, die der Ritter wie der Romanenschmied schindet nach Herzenslust, den Burgpfaffen, das Zerrbild der pfäffischen Partei. Der Pfaffe trinkt die Sünde wie Wasser, ihm geht Lug und Trug, Entführung, Mord und Notzucht von der Hand wie Kinderspiel. Wie bei Wächter, so vertritt der Pfaffe auch bei Cramer und allen seinen Nachfolgern das böse Prinzip. Sie wetteifern förmlich in Erfindung von Scheusslichkeiten, die den Pfaffen zur Last fallen.

Alle Tiefen mönchischer Bosheit zeigt z. B. Schaubrod in seiner Klara von Boyneburgk. Gera 1796. Hier führt das Ungeheuer den dunkelklingenden, für Bösewichter beliebten Namen Bruno. Er soll den Bannfluch seines rachedürstenden Abtes überbringen. Der Turmwart meldet ihn folgendermassen: „Ein feister Bengel windet sich gar mühselig den Steig herauf. Ich höre ihn schon röcheln und sehe ihn ausdünsten. Soll ich der Fleischmade den Weg öffnen oder den Fels hinabstossen? Was Gutes wird nicht dahinter stecken."

In dem Roman „Urach der Wilde", von Kerndörfer, ist ein Abt ärger als der Satan, trotzdem er als ein wahrer Heiliger

verschrien ist. Dem Grafen Konrad von der Wetterburg mordet er zwei Söhne und die Gattin, die er natürlich vorher noch entehrte. Der einzigen Tochter des Grafen hat er eine Notzüchtigung zugedacht, er erwischt aber in der Dunkelheit ihre Zofe. Hatte er die Mutter durch vergifteten Abendmahlswein ermordet, so mordet er die Tochter moralisch: er lässt das Kind zur Buhlschaft erziehen und verderben und lebt dann mit ihr. Den Verdacht der Mordthaten aber bringt er geschickt auf einen Ritter Rudolf von Adlerhorst, der sich nicht rechtfertigen kann, weil ihn der Abt entführen und im Kerker schmachten lässt. Da wird man sogleich an Wächters Erzählung erinnert. Der Kerker ist übrigens für Kerndörffer sehr bequem: so weit er sich die Unzahl seiner Personen nicht durch Ermordung vom Halse schafft, steckt er sie in Kerker: so bekommt auch der Leser etwas Ruhe, kann sich besinnen und sich freuen, dass es jetzt nicht mehr so hergeht, dass nicht mehr Bruder und Schwester in Wollust schwelgen, bis der Sünder die Sünderin ermordet, die Mutter den Sohn tötlich verwundet, so unterhaltend und lieblich und rührend und schauerlich das alles auch zu lesen ist.

Unersättliche Habsucht, argwöhnischer Eifer für die angebliche Heiligkeit ihres Standes, Verdeckung ihrer Rachetriebe unter dem Dienste für die Ehre Gottes und dem Vorteile der Kirche, Argwohn und unerbittliche Feindschaft gegen jeden edlen Mann, der ihren Absichten hinderlich ist, Zuflucht zu Bannstrahlen als Werkzeugen ihres Hasses — das wird als der herrschende Geist der Klosterleute geschildert in: Friedrich von Hanstein, oder Mönchslist und Pfaffentrug. Von F. Wiesenthal. Mainz 1800. Am schlimmsten treibt es hier der Pater Gozwin. Nur um den Frieden einer gehassten Familie zu stören, erscheint er dem Ritter Erich von Ringelrode in der fürchterlichen Gestalt seines angeblich wegen Ehebruchs höllische Pein leidenden Vaters und verbietet ihm die Heirat mit seiner Verlobten Kunigunde von Hanstein, als der von seinem Vater mit Kunigundens Mutter ehebrecherisch erzeugten Tochter, also seiner leiblichen Schwester. Erich zeigt wie sein erhoffter Schwiegervater dieselbe Leichtgläubigkeit wie Wächters Graf Otto von Wertheim: statt dem Geiste auf den Pelz zu rücken, begeben sich beide ins gelobte

Land. Aber auch vor Damaskus setzt der Mönch sein Werk fort, wird sogar Muselmann und Pascha, bis es den Rittern gelingt, ihn zu entlarven und zu töten.

Als ein Gemälde des Elendes der Staaten und Völker unter dem Despotismus der Priester führe ich endlich noch an: Vitold, Grossfürst von Lithauen. Geistergeschichte vom Verf. des Hans von Boysen (von Baczko). Altona 1796. 292 S. Wo die Priester sein mögen, in heissen oder kalten Zonen, in der Vorwelt oder unter Zeitgenossen, in Afrika oder in Rom oder wie hier im heiligen Haine zu Romowe an den Ufern der Wilia, wo man den Donnerer Perkunas, den Flussgott Antrimpus und Pikullus, den Gott der Toten und Rächer des Bösen verehrt; die Priester des Dalai Lama wie die des Kriwe Kriwato haben alle denselben Zweck, treiben ein und dasselbe Spiel. Sie wollen herrschen über Seelen, Güter, Leben, und das können sie nirgends besser als im Dunkeln. Schlimmeres würde selbst der beste Jesuitenhasser den Mönchen nicht andichten können als es in den Ritterromanen geschieht, wo auch die übliche Auffassung der Jesuitenmoral ihren Ausdruck findet, so z. B. wenn (bei Vulpius) ein Pater Berthold zu einem von ihm zu Schandthaten verleiteten Ritter spricht: „Keine Verzweiflung. Was geschehen ist, darf Eurer unsterblichen Seele nicht schaden, und den Leib wollen wir reinigen."

Ebensowenig wie das durch Goethes Götz angeregte Zerrbild des Pfaffen durfte im Romane Cramers ein buhlerisches, ränkevolles „Weibsstück" fehlen. Die plumpe Karrikatur der Adelheid im Götz heisst bei Cramer Ida von Ladenburg und lebt am Hof des Bischofs von Würzburg; sie hat einen Edelknaben mit dem schönen Namen Saphir, der gleich dem Goetheschen Franz nach seiner verführerischen Herrin schmachtet. Ihr Kammermädchen Nanny (leider kein Name aus der Ritterwelt) führt mit Franz höchst ärgerliche Auftritte auf, in denen sich die grobe Sinnlichkeit Cramers ein behagliches Fest bereitet. Derselbe Mann, der sonst von Deutschheit, von Begeisterung für deutsche Sitte und Tugend überfliesst, vergewaltigt in allen seinen Romanen das sittliche Gefühl, wie seine Pfaffen die Jungfrauen. In der Vorrede zu seinem nächsten Roman: Adolf der Kühne, Rauh-Graf von Dassel, der auch 4 Auflagen und mehrere Bearbeitungen für die Bühne

erlebte, versteigt er sich zu folgendem Ausruf: „Deutschland! — wie du dastehst, ausgebildet durch Wissenschaften, blühend durch die Vaterliebe deiner Fürsten, markvoll durch Arbeitsamkeit und innern Gehalt, geschätzt durch schöne Künste, geliebt durch Moralität, gefürchtet durch Mut und edlen Frohsinn — immer noch in deiner eigentümlichen Grösse, der nur der Geist eines Drusus gewachsen war, indes für ihr der gemeine Haufe seiner kühnen Weltbezwinger zitterte. Ich bin stolz auf dich! und das Herz schwillt mir auf für Wonne!“ Und dann handelt es sich wieder nur um Hauen und Stechen, um Raub und Brand und noch Schlimmeres. Neben der an Cramer berüchtigten Biederherzigkeit, die sich in der kräftigsten Derbheit auslässt, schleicht der gemeine sinnliche Kitzel, und der kerndeutsche Mann schämt sich nicht, seine Leser mit schlüpfrigen Auftritten und Schilderungen zu unterhalten. Man glaubt es kaum, dass seine Schriften die Lieblingslektüre auch der sogenannten gebildeten Frauen und Mädchen waren. Schon sein Erasmus Schleicher verging sich ungeachtet seines freien deutschen Biedersinns mit den ausschweifenden und ränkesüchtigen Hofdamen, die sich durch ihre argen Sitten keineswegs verhindern lassen, später noch gute Beispiele deutscher Ehefrauen zu werden. Mit heller Entrüstung und scharfer Zunge fährt er trotzdem im Hasper a Spada wie in vielen anderen Schriften über die Ueppigkeit der Fürsten her, und die Beziehungen auf seine Zeit sind nicht zu verkennen, wenn er sagt: „In der ganzen Welt giebts kein härteres Ding als ein Fürstenherz. Sie sehen schöne Dirnen und Possenspiel, aber nicht die Not ihrer Länder, hören ihre Jagdhörner und Sängerinnen, aber nicht die Seufzer und Thränen der Armen.“

Mit Vorliebe bewegt sich Cramer in seinen übrigen Romanen in hohen und höchsten Kreisen, wiewohl er sich doch so schlecht auf die aristokratische Art versteht. Er lässt sich in der Schlussrede zu den Leiden und Freuden des ehrlichen Jacob Luley, eines Märtyrers der Wahrheit, Leipzig 1796, ganz ernsthaft über die Absichen aus, die er mit der Schilderung der Hofkabalen zu Amarinthe verband: „Es sind dieses bloss einzelne Züge von grossen Gemälden, die der unbefangene Zuschauer allenthalben und nur der hitzige Teilnehmer an dergleichen

Geschichten fremd findet, indem die Selbsterkenntnis das allerschwerste Studium ist; es sind einzelne Züge aus den Charakteren verschiedener grosser und kleiner Personen; es sind kalte Beobachtungen, zur Berichtigung so mancher Ereignisse, die der Schwache sogar für Wunderwerke zu nehmen geneigt ist; aber alles, alles mit philosophischer Kälte geprüfte Wahrheiten, was ich hier just so wie in meinem Erasmus Schleicher aufgestellt habe, damit der Schwache sehe, wie der Weg beschaffen ist, den er oft so sorglos, der Nase nach, durch die Welt hinschlendert, dass es einen jammert und man glauben muss, es müssten Zeichen und Wunder geschehen, wenn er sich nicht wenigstens die Nase beschinden oder nicht gar den Kopf einstossen sollte. — Von diesem allen ist Amarintha, welches man auf keiner Charte finden wird, bloss der Tummelplatz, um meine Leser und Leserinnen nicht in der halben Welt herumführen zu müssen; und die Zeitrechnung läuft richtig mit den Jahrhunderten." Das ist aber alles fauler Zauber, ihm fehlt die Kenntnis der Verhältnisse vollständig.

Cramer lebt in seiner eigenen Welt; nur wer die wirkliche Welt nicht kennt, kann an Cramersche Bilder und Gestalten glauben. Das Bunte, Seltsame und Abenteuerliche ist sein Ziel: trotz der unermüdlichen Schaffenskraft seiner Phantasie kehren aber Menschen mit derselben Denk- und Handlungsweise wieder, nur unter andern Namen.

Völlig gebricht es seinen Erzählungen wie an Wahrscheinlichkeit so auch an Zusammenhang. Nichts geht den gewöhnlichen Gang der Dinge, vielmehr sucht Cramers Genie das Ausserordentliche, das Sprunghafte, um den Leser soviel wie möglich zu verblüffen und nicht zum Besinnen kommen zu lassen. Ueber himmelhohe Gebirge von Unwahrscheinlichkeiten schreitet er rasch und keck wie über Maulwurfshügel, und an Brücken über Tiefen und Gräben ist selten zu denken, meist erscheint ein aus der Luft gegriffenes Verbindungsmittel, etwa eine Feuersbrunst als eine Gelegenheit, sich einer Geliebten edel und brav zu zeigen, oder ein deus ex machina, ein Geist womöglich führt an Stelle Cramers eine Wendung der Dinge herbei, oder ein Held vernimmt plötzlich eine weissagende, warnende Stimme, ohne dass man erfährt, von wannen sie kommt.

Kritik, für elende ausgetrocknete Maschinenmenschen, die keinen Sinn für etwas anderes als für hölzerne Regeln haben, nach denen sie ebenso stocksteif als ihr Gang, Blick und ganzes charmantes Selbst, alles in der Welt messen, ob es gleich so heterogen ist wie Christus und Belial. Uns ist daran gelegen, dass die Welt uns lese und gern lese. Darum kümmern wir uns auch nicht, und es ist uns einerlei, was ihr von uns schmiert, wenn wir nur den Ton treffen, in welchem Herzen und Sinne unsers Zeitalters gestimmt sind.“ Und er traf den Ton der Welt, die er zu befriedigen wünschte.

In dem Leben des Herrn Kix von Kaxburg lässt Cramer den Hans sagen: Je nun freilich müft das 'n bissel nach Feldkümmel und nach dem Kuhstalle; aber wenn man sie wäscht und kämmt und ihr die Nägel abschneidet und ihr halbwege so eine vornehme Schabracke auflegt, so giebt es ein Mädchen, das in hunderttausend Städten ihres Gleichen sucht.

Der edle Junker Kix von Kaxburg spricht: Nun, nun, so sei doch nur still, Hans, und heule nicht auf öffentlicher Strasse wie ein altes Weib! Hier hast du meine Hand. — Wenn du in meinem Dienste die Zähne verlierst, lass ich dir lauter Eierkuchen backen und den Speck darin im Mörsel stossen, dass es nur so hinunterrutscht, ohne dass du zu kauen brauchst.

Im Domschützen führen die verwundeten Räuber geringschätzige Reden über ihre eigenen Wunden: „ein Bajonett mag halt wohl ein bissel in die Schwarte gekommen sein;“ „'s fuhr mir eine Kugel durch den Hut, und da ward mirs so'n bissel dämisch“. Da dem Redenden das Blut über Stirn und Nase läuft, meint er: „Muss doch also 'n Bissel gemacht haben.“

Ueberall in Cramers Schriften stösst man auf Ausdrücke wie: fuchswild, komplette Eselschaft, Gehlschnabel, beschniffeln, Affenschwanz, ein alter Bierhund von Käse, abgerammelter Festhase, rappelvoll, wie die Maus in den Sechswochen, er trank wie ein Loch, Matzfladen, wen lächert? du hast mir keinen Schur gethan, keinem schien es kein rechter Ernst, Gerumgesichter, Geschlaber, in einen hineinschlabern, verflucht wenig, das Blaue vom Himmel fluchen, ich wollte dich zur Bank hauen, dir sollte das Herz quietschen und die Seele zu den Schweisslöchern herausfahren, das tausend sapperlot, tausend sappermentisch, sich die Nase begiessen; sie küssten sich, es klatschte nur so;

ein helles Zedermordio, Lumpenkerl, ihr Ochsen, die Schnäbel an jemand abwischen, rum und num, raus, pantz Kachelofen, ankautern, auf die Mittewoche, er steht wie ein Ast, alte Runkunkel, Mord schöne Weibsen.

Ja selbst die Sprachfehler des Volkes behält er in seinen Schriften bei. So giebt es keinen Unterschied zwischen mir und mich: sie standen auf den Söller, ich komme zu Sie, es kommt auf mir an, alles fiel über mir her, wegen dem. Freilich wären auch heute Büchertitel nicht anstössig wie: Abenteuer des Jacobitenbruders Raphael Pfau, Zeitgenosse des Erasmus Schleicher. Man wird bei Cramer einen Menschen habhaft und seiner Sachen entrissen (soll heissen beraubt); er bekannte sich in der Gegend, er schreitete, er empfohl, bewaffend, gewunken, sollende Galanterie, Folgen des sich ergebenden Trunkes.

Er schreibt auch wie er spricht: bist du bei Sinn, Marschställe. So grosse Geister brauchen natürlich nicht auf die Regeln der Rechtschreibung zu achten. Dafür verwendet er gern Fremdwörter, die dem Volke geläufig sind, und schreibt sie in dessen Aussprache: schenieren, Maschertante, miserabel, Maschkerate, Intrike, fexiren, statiös, infam, affrös, odiös, preziös; andere freilich, solche höherer Kreise, in französischer Form: amoureuse Avanture, miserable, brillante Engagements, austér. Selbstverständlich spricht er in den Ritterromanen die Sprache der Ritter, also möglichst altdeutsch: „wie der Pfaff dort so gewahrlich herauslugt, ich schmiere dir eine Gallerey, die dir noch im Fegfeuer wehtagen soll, ihr jungen nackten Freyharte, euch mudet und gesegnet das Räupchen, das euch der Vater erlugte; kaum noch 1000 Gleenen weit vom Kloster, deinem Geltlinge wird der Atem kurz.

Dabei aber stattet er die Kapitel an Stelle der Ueberschriften mit Versen von Schiller und Goethe, von Voss und Salis, zuweilen sogar mit Horazischen aus, die freilich zum Inhalt oft passen wie die Faust aufs Auge. Ja er macht sogar selbst Reime zum Zwecke von Leitsprüchen. Eins dieser gereimten Undinge lautet:

Stern in der Nacht!
Lass das Zukünftige dämmern,
Herzen gleich Ambosen hämmern;
Bist du erwacht?

Bist du erwacht?
Dann, unter Tanzen und Springen,
Wollen wir Heisasa singen,
Dir Stern der Nacht!

Und diese kunstvollen Verse sind einem Kapitel überschrieben, in dem der heissgeliebte Herr Falke sich in einen Eseltreiber verwandelt, um der Dame seiner Liebe seine Herzenspein klagen zu können. Doch haben diese Reime selbst immer noch eine Art von Sinn; ganz ratlos steht man aber vor folgenden:

Der Schwärmerei
Steht freilich alles offen;
Doch Wünschen, Sehnen, Hoffen,
Rauscht schnell vorbei.
Und Wahrheit steht
Mit dir im Hochgerichte,
Wann sich, im neuen Lichte,
Die Fahne dreht!

Im Turnier zu Nordhausen 1263. Görlitz 1793. 288 S. singt Ritter Heise:

Heute lachen,
Morgen krachen
In der Schlacht;
Wohl gemacht!
Heute winseln?
Morgen pinseln?
Armer Wicht!
Schämst dich nicht?
Hast ja Knochen,
Hast ja Pochen
Voller Lust,
In der Brust!
u. s. w.

Das ist nicht viel verständlicher, als wenn im Hasper a Spada der „alte Minnesinger“ Klingsohr zur Harfe lateinisch singt:

Lauriger Horatius,
Quam dixisti verum:
„Fugit Euro citius
Tempus edax rerum!“

Ubi sunt, o pocula!
Dulciora melle!
Rixae, pax et oscula
Rubentis puellae?
Crescit uva molliter,
Et puella crescit
Sed poeta turpiter
Sitiens canescit
Quid iuvat aeternitas
Nominis? amare
Nisi terrae filias
Licet et potare.

Wenn ferner selbstverfertigte Verse vorkommen wie:

Gieb, kussige Dirne! gieb mir die Lanze,
Dass ich das verwegene Gesindel kuranze,

oder: Er trinkt, und es däucht ihm so wohl um den Magen,
So kurrig im Arme der Dirne,

so sieht man, Cramer ahmt den Bürger'schen Volkston nach.

Was Cramer selbst von solchen poetischen Zugaben urteilt, erfahren wir gewöhnlich sofort, indem er den Zuhörern Worte der Bewunderung in den Mund legt. So rufen einmal die reisigen Knechte, nachdem der gute Meister Klingsohr sein Lied gesungen: „Wacker! wacker! Da seht mir mal einer Gott's Allmacht an! Hols der Teufel! Der alte Meister singt wie 'ne Nachtigall! Blitz und Hagel! wie das durch die Seele hinfährt, als wenn's mit Hufsalbe geschmiert wär, und dem Herzen so recht kurrig däucht, als krabbelt einem ein Dirnel um den Bart!"

Da sieht man so recht, wie es Cramer versteht, das Strenge mit dem Zarten zu paaren, auf dass es einen guten Klang gebe für sein Lesergeschlecht.

Ein Lied ist allerdings von bleibendem Werte geworden: in seinem Hermann von Nordenschild (1791) findet sich 2, 146 bis 148 das von Gläser komponierte, viel gesungene Lied, welches noch in neueren Liedersammlungen steht: „Feinde ringsum!"

Nicht übel klingt auch das mit Musik von Göpfert versehene Lied im Domschützen 1803, 1, 120:

Guten Morgen, liebe Sonne!
Wie so freundlich lächelst du
Nach der Nacht voll blutger Arbeit
Den verworfnen Schützen zu![1])

oder die Lieder im Peter Schmoll, Wachtelpeter und Hans Sturze-

[1]) Das Lied ist offenbar in Anlehnung an das bekannte von Vulpius gedichtet, s. u. Schon die Sachlage ist ähnlich: „Sonnenaufgang. Platz vor den Ruinen. Der schwer verwundete Orion kommt von seiner geliebten Herda unterstützt aus den Souterrains hervor, setzt sich auf ein Mooslager, Herda neben ihm hält ihn umschlungen. Aus der Ferne schallt ein Morgengesang der Schützen." Das Lied lautet weiter:

Und sie schwingen frohen Muthes
Ihren Becher Freuden-Wein,
Fällt auch Diesem oder Jenem
Eine bittre Thräne drein. —
Unsre Feinde sind geschlagen,
Ihre Söldner sind geflohn;
Und für Schweiss und Blut und Wunden,
Edle Freiheit unser Lohn.
Freilich auch an manches Seite
Wälzte sich der Freund im Blut;
Hin, mit ihm, war seine Freude,
Aber wahrlich! nicht sein Muth.
Lüstert's euch? Kommt morgen wieder,
Wir sind munter spät und früh;
Wunden stehen euch zu Diensten,
Aber unsere Freiheit nie! —
Noch durchirrt mit Vaterherzen
Unser Hauptmann jede Schlucht;
Wie die grimme Mutter-Löwin
Die versprengten Jungen sucht.
Komm zurück nun, lieber Hauptmann!
Komm, ins feste Felsen-Nest;
Komm! und bring in heitern Blicken,
Uns das schönste Freudenfest.
Heute trinken! — morgen bluten! —
Wie sich wendet unser Stern;
Und wir trinken — bluten — sterben —
Mit dir alle, alle gern. —

Als später Herda anstimmen will: „Wie sie so sanft ruhn" —, unterbricht er dieses „nach Gottesacker riechende" Lied mit Schillers: „Ein freies Leben führen wir u. s. w. (Einer der Schützen, Fuchterle, erinnert an Schufterle.) — Auch Leonh. Wächter hatte bereits Lieder in seine Erzählungen eingestreut, so das noch jetzt gesungene: „Kennt ihr das Land so wunderschön, in seiner Eichen grünen Kranz u. s. w."

becher, mit denen er anakreontisch zum Genuss auffordert: „Trinkt, Freunde, trinkt die Sorgen weg“ und:

„Schäumende Becher
Rauschen umher,
Aber den Zecher
Dürstet nach mehr.“

Cramers Name wirkte auf die romangierige Welt wie eine Zauberrute, er konnte sagen: „Meine Romane werden, was auch immer trübsinnige, mürrische Recensenten denken und sagen mögen, nicht gelesen, sondern verschlungen, nachgedruckt und noch viermal aufgelegt und sogar von den stolzen Briten übersetzt.“ Mit mitleidiger Verachtung blickte er herab auf diejenigen, welche in seinen Romanen nicht alles das Schöne fanden, was er und viele tausend Leser darin erblickten. Und so schrieb er im Ganzen 68 Romane, in weit über 100 Bänden, und die Recensenten wurden an ihrem eigenem Urteil irre, mussten sich für verschrobene Köpfe halten inmitten des Beifalls, den jedes neue Werk erregte. Ja nach seinem Tode gingen noch eine Anzahl nicht von ihm verfasster Sudeleien unter dem Namen des Verfassers von Hasper a Spada. Da haben wir auch einen Grund, weswegen Schillers Werke so geringen Absatz fanden. Und Cramer war nicht die einzige Grösse auf diesem Gebiete, neben ihm schrieb ausser anderen leistungsfähigen Arbeitern sein nicht minder berühmter Zeitgenosse Christian Heinrich Spiess auch gegen 40 Werke.

Dieser verfuhr nicht ganz so roh und lärmend wie Cramer und suchte mehr den Nutzen stiftenden Menschenfreund und Seelenforscher zu spielen. Oefter noch als mit ungeschlachten Rittern macht er sich und seinen Lesern mit den gespenstigen Gestalten alter Ammenmärchen zu schaffen. Alles war bei ihm wunderbar, übernatürlich, grauslich. Natürlich fehlte es daran auch bei Cramer nicht, aber der eigentliche Held im Grausenhaften ist Spiess. Bevor er sich dem Ritterroman zuwandte, bewies er seine Befähigung für das Grässliche schon 1785 durch vier Bände „Biographieen der Selbstmörder“, die drei Auflagen erlebten und nicht nur 1788 von Albrecht, sondern auch nach seinem Ableben unter seiner Firma fortgesetzt wurden in den „Biographien der Kindermörder, aus gerichtlichen Akten gezogen“ (1802). Die gleiche Bahn hielt er inne in den „Bio-

graphieen der Wahnsinnigen", und mit besonderer Wichtigkeit geberdet er sich als Seelenforscher in den abenteuerlichen Gemälden menschlichen Elends, die er 1796—98 in 4 Teilen herausgab unter dem Titel: „Meine Reisen durch die Höhlen des Unglücks und Gemächer des Jammers."

In förmlichem Kanzeltone sucht er da nachzuweisen, dass die Ursache zum Verbrechertum, die das Gefühl der Menschheit, Ehre und Redlichkeit in den Herzen erstickte und sie von Stufe zu Stufe bis ans Hochgericht der rächenden Gerechtigkeit leitete, oft in kleinen äusseren Umständen zu suchen sei, dass auch der Unschuldige dereinst in der Hütte des Elends schmachten, im Greisenalter am Bettelstabe umherschleichen könne, und dass eine kleine, unbedeutende, auf keine üble Folge abzweckende freie Handlung des Menschen der Urheber seines Leidens und Jammerns ward, ja dass ein geringes, von tausend anderen schon oft verübtes Verbrechen, wenn Zufall und Umstände sich mit ihm vereinigen, den redlichsten Mann zum Räuber, das gefühlvollste Herz zum Mörder, den wärmsten Patrioten zum Verräter seines Vaterlandes machen könne. „Des Ewigen Wege sind unerforschlich, wir leben im Stande der Prüfung, und stärken uns mit der Verheissung eines ewigen Lohnes." Man glaubt einen Pfarrer zu hören, es ist aber ein ehemaliger Schauspieler, der so predigt.

Man könnte die Geschichten dieses Buches als Kriminalgeschichten bezeichnen, sicherlich war er auch zu ihnen angeregt worden durch den Erfinder der deutschen Kriminalgeschichte selbst, der sein Freund war, den Prager Professor und angesehenen Schriftsteller August Gottlieb Meissner. Dessen Kriminalgeschichten erzählen aber wahre oder doch für wahr gehaltene Thatsachen, während Spiess die seinen offenbar erfand mit der Absicht zu zeigen, wie ein erster Fehltritt alle anderen unausweichlich nach sich zieht. Grässlich ist die Kunst der Berechnung, mit der Spiess seine Opfer in die schrecklichsten Lagen hineinzutreiben weiss, in denen sie nur durch neue Verbrechen die alten gut machen zu können glauben, bis endlich am Gipfelpunkt die ganze angehäufte Last der Verbrechen auf sie zusammenstürzt. Wenn die Erfindung allein zu bewundern wäre, sagt Tieck (Schriften 1828, VI, XLV f.), so zeigte er sich in dieser ausserordentlich.

Ganz in derselben Richtung bewegt er sich auch auf seiner eigentlichen Domäne, der Geistergeschichte, die sich leicht mit der Rittergeschichte verbindet. Der erste Fehltritt wird da durch einen Geist veranlasst, meist einen Ahnen des Geschlechts, oder er schildert absichtlich, wie er sagt, die Folgen einer zügellosen Wollust, weil sie das Lieblingslaster seiner Zeit sei, und lässt dann Geister und Teufel auftreten, die den Sünder strafen und seine Kinder zu besserem Leben antreiben. Wenn er aber hinzufügt, die Erfahrung habe ihn belehrt, dass alle dergleichen Geschichten etwas Anziehendes für die menschliche Einbildungskraft haben und dass er gern häufig gelesen zu werden wünsche, so erkennt man deutlich den eigentlichen Grund seiner Schreiberei, er spekuliert auf den Reiz des Grausenhaften, auf die Neigung zum Aberglauben und Wunderbaren, die nicht nur seinen Landsleuten, den hellen Sachsen, sondern dem ganzen Zeitalter der Aufklärung eigen war.

Zu Freiberg 1755 geboren, eröffnete der verschiedenen Gesellschaften angehörende Schauspieler seine schriftstellerische Laufbahn mit Lust- und Schauspielen, darunter einer Maria Stuart, die 1784 im k. k. Nationaltheater zu Wien aufgeführt wurde. Als ein vortreffliches Stück, wenigstens für die Kasse, galt sein Ritterdrama Klara von Hoheneichen, das noch 1824 in Hamburg gegeben wurde und eine Lieblingsrolle des berühmten Fleck enthielt. Es ist beeinflusst von anderen berühmten Ritterdramen und von Lessing's Emilia Galotti. Der tyrannische Landgraf Heinrich von Thüringen hat sein Auge auf Klara, die Verlobte des Ritters Adelungen geworfen, sein Günstling Bruno, ein kohlrabenpechschwarzer Bösewicht, lässt diesen gefangen setzen und mit dem Tode bedrohen, wenn sich nicht Klara seinem Herrn ergiebt. In der höchsten Not kommt Hülfe, natürlich durch einen unterirdischen Gang, Bruno wird getötet von Adelungen, der sich aber am Landgrafen, dem Gesalbten, nicht vergreift. Das Stück ist 1790 geschrieben, nachdem Spiess bereits seinen Beruf als Theaterdichter in Prag aufgegeben hatte und Gesellschafter des Grafen Künigl zu Bezdiekau in Böhmen geworden war.

Verpflichtungen legte ihm dieser sein Mäcen nicht auf, auch konnte er, ohne von seiner Gastfreundschaft gedrückt zu werden, von dem Ertrage seiner Schriftstellerei leben, ja sogar

noch den Armen schenken. Bis zu seinem im Jahre 1799 erfolgten Tode, dem die Nacht des Wahnsinns vorausging, schrieb er Ritter-, Geister- und Schauergeschichten mit dem bekannten einer besseren Sache würdigen Eifer. Er versteht sich meisterlich darauf, seinen Lesern kalten Schauer durch alle Gebeine rieseln zu lassen.

Der Ton dieser Geschichten ist nicht minder ungebildet wie der der Cramer'schen, wie sehr Spiess auch nach witzig sein sollenden Ueberraschungen hascht. Letztere sucht er schon in den Capitelüberschriften; z. B. das 2. Capitel: Enthält gar nichts. Es lautet nämlich: Da in diesem Capitel drei Personen auftreten sollen und sich zwei zu drei nicht schickt, so schreite ich stracks zum 3. Capitel. Das 4. hat die Ueberschrift: Trara! Trara! Diderum tra! so scholls vom Wartthurm herab u. s. w. Ebenso wie Cramer gefällt er sich in Bildern von der Art des folgenden: „ein Haupt, das kahl wie die Wüste Indiens und ebenso trocken war" (Benno v. Elsenburg); er will zuweilen erhaben sprechen, dann kommen Blümchen zum Vorschein: „wie der Schatten ihres Zelters zum Zwerge wurde", soll heissen: als es Mittag wurde (12 schlafende Jungfrauen). Dass dicht daneben grammatische (sie baten ihm, wider ihm), stilistische und orthographische Fehler stehen, wird von den Recensenten häufig gerügt (darunter freilich auch: die Pläne, sorge dich nicht statt fürchte dich nicht oder sorge nicht; sie malten = sie assen; Neue Allg. D. Bibl. 19, 161; 23, 332).

Von Spiessens Kunst der Schilderung folge ein Beispiel aus den Reisen und Abenteuern des Ritters Benno von Elsenburg im Jahre 1225: „Ich habe in meinem Leben sehr viele Nasen gesehen, habe manche schön, viele leidenlich, noch mehrere sehr hässlich gefunden; darf ich aber der Beschreibung trauen, welche ein altes Manuscript von Agnesens besonderer Nase entwirft, so muss ich aufrichtig gestehen, dass meine Augen noch nie eine solche Nase gesehen haben. Sie war nicht stumpf, nicht spitzig, nicht allzu erhaben, und doch auch nicht eingedrückt, sie kam einer Habichtsnase am nächsten; aber es war bei weitem keine; kurz es war ein Original von einer Nase, das nach meines Dichters Geständnis in Agnesens Gesicht äusserst schön und reizend stand, tausend andere Gesichter aber ebenso gewiss verunstaltet hätte". Wem ist wohl je eine solche Nase vorge-

kommen, die nicht dieses und jenes, weder dies noch das, und doch etwas, wo nicht alles war. Ferner: „Frau Hermellens Mund glich vollkommen dem Thore einer zerstörten Stadt, durch welches man noch hie und da eine berusste Mauer oder einen einzelnen Thurm erblickte. Da in dieser Oeffnung bei eifrigem Gespräche sich alle Feuchtigkeiten, welche noch in Hermellens Körper existierten, zu sammeln pflegten, so wars kein Wunder, dass rings herum, gleich Weiden am wasserreichen Bache, ein ansehnlicher Bart emporkeimte, der das Kinn eines jungen Ritters wacker geziert hätte, wenn seine Farbe nicht allzu grau gewesen wäre."

Der erste Roman, in welchem Spiess Ritter- und Geisterwesen verbindet, ist das Petermännchen. Dieser böse Geist verführt erst in Zwergengestalt den Ritter Rudolf von Westerburg, dann leistet er ihm als Diener in Riesengestalt hilfreiche Hand auf der Stufenleiter der fürchterlichsten Laster. Der Ritter verführt sechs unschuldige weibliche Wesen, lebt mit seiner Tochter, allerdings unwissend, in blutschänderischer Ehe, und durch ihn finden nicht weniger als 70 Menschen ihren Tod. Nachdem so zur Erbauung von jung und alt die Wollust gemalt ist, erscheint der Teufel, holt den Ritter und zerreist ihn unter schaurigem Geheule grauserlich hoch in den Lüften in tausend Stücke. Wem hierbei nicht die Haare zu Berge stehen, hat gewiss keine mehr auf dem Kopfe. Zwar setzt uns ein Schlüssel in den Stand, die ganze Geschichte allegorisch aufzufassen und in dem bösen Petermännchen nur die Stimme der Leidenschaft zu sehen. Was aber trotzdem bleibt, ist eine Rittergeschichte voll Roheit, voll Liebesabenteuer, Mordthaten, Unzucht und Blutschande, mit Teufelsspuk und Flüchen.

Glücklicherweise danken wir der mitleidigen Feder eines Fortsetzers einen trostreicheren Abschluss der Geschichte. Er gönnt dem Teufel seinen wohlverdienten Bissen nicht und zermartert sein Hirn so lange, bis er ein Mittel findet, den Höllengeist zu prellen und die himmlische Barmherzigkeit triumphieren zu lassen. Eben als Beelzebub seine Krallen ansetzen will, erscheint die Zwergin Mathilde und klopft ihm auf die Pfoten; da muss er Reissaus nehmen und seinen Raub im Stiche lassen. Indessen wird die himmlische Errettung einem so eingefleischten Sünder nicht so für nichts und wieder nichts zu teil; er muss

sie, wie billig, erst abverdienen und drei grosse Proben bestehen, nämlich seine Gier nach Ehre, Rache und Wollust überwinden. Dann aber wird er los und ledig gesprochen von des Teufels Gewalt und erhält so geläutert und geprüft die schöne Euphrosine zur Gattin. Daher führt diese gnaden- und wunderreiche Errettung noch den Titel: Mathilde, oder der Triumph der Tugend über das Laster, eine Gesch. a. d. 13. Jh. Ihr Verfasser Heller verfügt über dieselbe pomphafte Teufel- und Geistessprache, dieselbe Wortfülle, denselben erbaulich-moralischen Predigerton, denselben abenteuerlichen Schöpfergeist, wie der grosse Spiess, dessen Werk er also würdig fortsetzte.

Ganz im Sinne Spiessens ist auch geschrieben: Der Geist Erichs von Sickingen. Sein Herumwandern und seine Erlösung. Eine Geschichte des 12. Jh. Königsberg 1795. Es soll die Idee zu Grunde liegen, dass ein Mensch, der nur den Eingebungen und Gefühlen seines Herzens folgt, ohne mit seinem Verstande sein Beginnen zu prüfen, oft zweideutig handelt, ein Werkzeug der Bösewichter und Heuchler wird, die sein Vertrauen haben, und im ganzen weniger Gutes stiftet, als er zu stiften Macht und Veranlassung hat. Als einen solchen Menschen schildert sich am Schlusse des Buches Erich von Sickingen — das einzige mal, wo er redend eingeführt wird — und fügt hinzu, dass er deshalb verurteilt worden sei, als Geist zuweilen den Gliedern seiner Familie zu erscheinen, sie vor Bösem zu warnen und Gutes zu befördern. Dabei giebt er seinen Willen durch Zeichen der Zufriedenheit oder Abneigung, durch drohende Geberden, zuweilen unter Gepolter, Donner, Blitz, Sturm und Unwetter zu erkennen.

Was diesen Roman ausser den vielen Erscheinungen des Geistes noch auszeichnet, ist eine förmliche Citation des leibhaftigen Satans und dessen persönliche Ankunft auf dem Felsenschlosse Schreckenstein. Er kommt mit Schwefeldampf, „der schwarze Mann mit grässlicher Geberde, einer Krone auf dem Haupte und prächtigem Gewande, unter Donner, Blitz und Sturm, und eignet sich acht Menschen an, deren Häupter auf dem Tische standen, deren Blut von den Wänden triefte, und deren zerstückte Leichname umhergestreut lagen. Der Schreckenstein blieb unbewohnt, denn dort trieben ihr Wesen nur die Geister der Hölle. Oft zogen sie heim mit feurigen Rossen

und Wagen, streckten oft die grässlichen Häupter mit glühenden Zungen über die Zinnen der Burg.“ Diese Schauergeschichte verbrach in der Stadt der Vernunft der Professor der Geschichte Baczko, also ein Amtsgenosse Kants!

Der Alte überall und nirgends; Geistergeschichte von C. H. Spiess, 1792, verbindet ebenfalls Ritter- und Geisterwesen. Ein alter Ritter, Georg von Hohenstaufen, hat unter Karl dem Grossen im Geiste seiner Zeit sein ganzes Leben hindurch edle Ritterpflicht geübt, der bedrängten Unschuld beigestanden, Unterdrücker aber und Tyrannen bestraft. Weil er jedoch hierbei oft der weltlichen Obrigkeit ins Handwerk pfuschte, die nachlässig genug das Unrecht duldete, wurde er vom Kaiser zum Tode verurteilt. Damit nicht genug: der höchste Weltrichter verurteilte ihn, nicht eher Ruhe im Grabe zu finden, bis er als Geist, aber unter allerlei Gestalten, umherirrend in einem Jahrhundert unter neun Handlungen wenigstens fünf wahrhaft grosse, vollkommen reine und gute ausgeführt habe. Der arme Geist thut sein Möglichstes; er bleibt aber ein menschlicher Geist, ist also dem Jrrtum unterworfen. Er hilft, er rettet, wo er kann, findet aber meist, dass seine Thaten entweder gar nicht oder als böse im Buche seiner Bestimmung eingezeichnet sind; im besten Falle hat er nicht mehr gethan als seine Pflicht. So muss er ein neues Jahrhundert aufnehmen. Eine Menge Thaten begeht er, aber sie werden meist deswegen nicht für gut anerkannt, weil die nicht vorhergesehenen Folgen dem guten Zwecke nicht entsprechen. Endlich erlöst er sich durch Befreiung eines Mädchens, das man mit Gewalt ins Kloster gesperrt hatte.

1798 schrieb Spiess auch einen Kleinen Ueberall und Nirgends für 1 Thlr. 8 Gr. Auch in diesem Ritterroman verknetet er eine Art Theodicee und eine Hand voll Moral und praktische Lebensregeln. Hier ist nämlich zu sehen, wie der Teufel, Gott sei bei uns! einen eingekerkerten Ritter zu einem Bündnis verführt, das der einfältige Ritter mit seinem Blute unterschreibt; wie ihn der Böse aus dem Gefängnis entführt und nach sechs Jahren die Erfüllung seines Versprechens, d. h. des Ritters kleinen Sohn verlangt; wie der Teufel in Person erscheint, durch Sturm und Gewitter wütet und tobt, mit einem Abt und dem Ritter über die Gültigkeit des Contractes hin und wieder disputiert;

wie er aber, bei all seiner List doch nur ein dummer Teufel, um den kleinen Ritterknaben dadurch betrogen wird, dass der arme Junge zum Mönch gestempelt wird; wie der kleine Mönch nach verschiedenen Zwischenfällen wieder aus dem Kloster kommt, ermordet und nebst seinem Vater verurteilt wird, auf der Erde herumzuspuken. Dabei ist gewöhnlich das Ei klüger als die Henne; denn der Vater macht lauter dumme Streiche auch als spukender Geist, worüber ihm sein kleiner mitspukender Sohn oft tüchtig den Text liest u. s. w. Das alles ist mit aller Ehrbarkeit und dem Ernste einer Amme, die ihre Kleinen durch fürchterliche Gespenstergeschichten zur Ruhe bringen will, lang und breit verhandelt.

Zu verwundern ist nur, dass Spiess es sich entgehen liess, die Feierlichkeiten eines Vertrags mit dem Teufel ausführlich zu schildern. Die Lücke ist glücklicherweise ausgefüllt durch einen aus dem Englischen übersetzten Roman: Der Mönch (übers. von Friedr. Oertel, Leipzig, 1797). Ich erwähne dies Werk des Engländers Lewis (The Monk 1795), weil es Einiges aus Schillers Geisterseher entlehnt. Der durch eine Zauberformel herbeigerufene Teufel bringt das Pergament und den Griffel mit. Dann muss der Contrahent folgende Fragen mit Ja beantworten: Entsagst du deinem Schöpfer und seinem Sohne? Uebergiebst du mir deine Seele auf ewig? ohne Vorbehalt und Ausflucht? ohne Anspruch auf Gottes Erbarmen? Dann taucht der Teufel den Griffel in eine Ader an der linken Hand des Contrahenten, um ihn mit Blut zu füllen. Es geschieht ohne alle Schmerzen, und der Geweihte der Hölle muss den Vertrag unterschreiben. Der Teufel hält dann aufs gewissenhafteste, was er verspricht, aber auch nicht mehr.

Auf das Wesen des Satans scheint sich Spiess überhaupt nicht ganz zu verstehen, oder doch bei seinem Bestreben, sein Möglichstes zu leisten an Schauerlichem und Grauenvollem, die Folgerichtigkeit zu vernachlässigen. Dies ist der Fall in der Erneuerung einer katholischen Legende: Die zwölf schlafenden Jungfrauen v. J. 1794, die sogar ins Französische übersetzt wurde und 2 Thlr. 16 Gr. kostete. Der Satan liefert einem lockeren Ritter Hundweil so viel Geld als er verlangt, macht aber die Bedingung, dass er davon keine Kirche bauen, nichts an Klöster und milde Stiftungen verschenken dürfe, sonst

werde der Haufe schwinden. Gleichwohl schenkt Hundweil in einem Anfall von Busse einen Teil an zwölf seiner Mätressen, und diese erbauen davon ein Kloster, und er selbst erbaut bald nachher eine Kirche. Man erwartet natürlich, dass der Satan den ganzen Kram vernichten werde, aber er scheint seine Bedingung vergessen zu haben.

Eines der letzten Werke Spiessens ist der aus Elbogener Eindrücken entstandene Hans Heiling, vierter und letzter Regent der „Erde-, Luft-, Feuer- und Wassergeister". Der Titel erklärt sich aus der Annahme, dass die Elementargeister verurteilt sind, von vier Sterblichen nach einander beherrscht zu werden und dass der letzte davon eben Hans Heiling ist, den nach einem guten Anfange freilich die Hölle durch List in ihre Gewalt bekommt.

Dass eine solche Schriftstellerei in Wahnsinn endete, ist wohl erklärlich. Nicht für möglich aber sollte man es halten, dass vor hundert Jahren, im Zeitalter der Aufklärung, solcher und ähnlicher Unsinn von vernünftigen Lesern verschlungen wurde. Ganze Scharen von Geistern tauchen im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts in unserer Literatur auf. Die neue Gattung war den Nachahmern womöglich noch mundgerechter als die des einfachen Ritterromans infolge ihrer überaus bequemen Technik. Es ist kaum möglich, Verwirrungen einfacher zu lösen als durch Geisterhand. Die Verfasser können ungescheut ihre Helden in die fürchterlichsten Gefahren treiben, mit Hilfe eines unverhofft erscheinenden Geistes kann er sie allemal für das Ende aufsparen. Auch gibt es Ringe, die unsichtbar machen, Hüte, welche vor allen möglichen Gefahren behüten, Stäbe, die alle Thüren öffnen, Tränke, die in Schlaf versenken, ungeheuer grosse Helme mit entsprechendem schwarzen Federbusch, die plötzlich im Hof eines alten Rittersitzes zum Vorschein kommen und zu einem Unglück bringenden und weissagenden Schreckenswahrzeichen werden; Ahnengemälde, die sich aus ihrem Rahmen losmachen, unter hörbaren Seufzern in völliger Menschengestalt von der Wand herniedersteigen und umherwandeln; da gibt es Flüche, deren Erfüllung sich durch Jahrhunderte hinzieht, aber auch Zaubersprüche, die genau berechnet nur an einem kleinen Umstand zu nichte werden, ferner geheimnisvolle Bücher, in die eine noch geheimnisvollere Hand die Thaten der Geister

einschreibt ganz wie jetzt bei den Spiritisten, und auf ein Spiel mit Blutstropfen, schneidenden Winden und plötzlichen Erscheinungen abgeschiedener Seelen muss man in jedem Roman der Zeit gefasst sein. Aber wenn eisige Schauer den Rücken des Lesers hinabglitten, dann fühlte er sich wohl und wahren Genusses teilhaftig. Als fremdartig wird es 1793 etwa nur empfunden, wenn einmal in einen Ritterroman eine Nixenfamilie verflochten wird, andere Geister haben durchaus nichts Auffälliges. Ja ein Pädagog, Karl August Seidel, 1800 Inspektor der Töchterschule zu Dessau, spricht es in seinem „Köhlerpflegling oder der Ritter von der Rose", Leipzig 1795, einer Geschichte mit Geistern und Zwergen, in der Köhler wie Gelehrte sich äussern und die dem Jugendfreunde Goethes, dem Generalsuperindenten Ewald in Detmold, gewidmet ist, er spricht es mit klaren deutlichen Worten aus, dass der Aberglaube, der Glaube an Teufel und Hexen sehr viel mehr Gutes gewirkt habe als die Aufklärung. So sind denn die Geister in den Augen der mit Schiller befreundeten Schauspielerin Sophie Albrecht gerade gut genug, vor Weiberstolz und vor Vernachlässigung kindlicher Ehrfurcht und Liebe zu warnen. In der Vorrede zu der Erzählung: Das höfliche Gespenst (Altona 1797) sagt sie: „Für Seelen, die irgend ein Verhältnis in ihrer irdischen Laufbahn in die Vorzeit zurückzieht, die nicht ganz dem Loose entsprechen können, welches ihnen hier zu Theil wurde, ist dieses geschrieben. Wenn der Kunstrichter, wenn der aufgeklärte Freigeist es Schwärmerei nennt, so bedenke er, dass unter den Millionen, die um ihn weben, Millionen ebenso freie Wesen sind, die ein selbstständiges Ich ebenso gut wie er ausmachen, und deren Meinung, deren Gefühle er weder zu beurtheilen noch zu lenken berechtigt ist." [1])

Wenn wir uns fragen, was wohl den Anlass zu solchen Verirrungen selbst gebildeter Menschen gegeben haben möge,

---

[1]) Wie sie in dieser Erzählung, so pflegte auch ihr Mann, der oben schon genannte Arzt Albrecht die Geistergeschichte; die Sammlung: Trümmer der Vergangenheit aus ihren Ruinen ans Licht gebracht, auch unter dem Titel: Erzählungen aus dem Dunkel der Vorzeit, die beide 1796—1801 meinschaftlich herausgaben, enthält u. a. „die Stimme im Rosenthal", die von der umherirrenden Ahnfrau der Grafen von Pleissen herrührt. Die Geister verstehen sich bei Albrecht förmlich auf jesuitische Künste: der Schutzgeist

so genügt die Antwort nicht, dass man die Kunst, Geister zu citiren, an Shakespeare gelernt habe und dass man mit Geistern in der Literatur leichter manövriren kann als mit Menschen. Hamlet ist schon viel früher in Deutschland aufgeführt worden, als all der Popanz in den Romanen, und warum liess sich ihn die Leserwelt gerade gegen Ende des Jahrhunderts der Aufklärung so gern gefallen? Die Romane werden hier Zeugnisse für Vorgänge des wirklichen Lebens: jene Zeit war ebenso wundersüchtig als nüchtern. Man schien der gepriesenen Aufklärung müde zu sein und den Glauben abgethan zu haben, um sich einem plumpen Aberglauben kopfüber in die Arme zu werfen. Es ist die Zeit der Schwärmer und Schwindler, der Geisterbeschwörer, Wunderthäter, Goldmacher, die in den höchsten Kreisen am meisten gefeiert wurden und mit kecker Stirn behaupteten, ihre Geheimlehren und Kräfte von den Pyramiden Aegyptens unmittelbar hergeholt zu haben: hier sollte sich eine uralte Mystik erhalten haben, und als ihre Adepten geberdeten sich ein Cagliostro mit seinem Lebenselixir, ein Graf St. Germain; in Leipzig citirte der Kaffeeschenkwirt Schrepfer Tote, der Pater Gesner trieb Teufel aus, der Magnetist Mesner rief seine sogenannten harmonischen Gesellschaften hervor. [1])

Es ist kein Zufall, dass gerade aus dieser Zeit ein Faust stammt, der sich der Magie ergiebt, von Mephistopheles sich

---

Teutoniens macht dem Ordulph wegen eines übereilten Gelübdes Vorwürfe: „Du thatest wohl Edda zu versprechen, Othona solle nicht dein werden, aber du thatest übel, es zu schwören. Eddas Tod hätte ja dieses Versprechen aufgehoben, und du könntest noch glücklich sein.“ Die von Ernst Albrecht allein verfassten „Altenburger“ überbieten noch Spiess, und die Geschichte und Heiligsprechung des Johannes von Nepomuck, dessen Leiche noch nach 336 Jahren die ganz frisch-rothe und unversehrte Zunge des heiligen Mannes zeigte, berichtet er mit dem vollen Ernste eigener Gläubigkeit: $1^1/_2$ Seite widmet er allein dem Verzeichnis der Personen, welche bei der Aufhebung der Leiche zugegen gewesen sein sollten.

[1]) Folgendes Zeugnis möge hier eine Stelle finden: Der Bund der Teufelsbeschwörer oder Darstellung der am 1. Floreal beim ersten Instanz-Gericht zu Köln verhandelten Procedur zur Warnung aller Leichtgläubigen, von Herrn Venedey, Avoué bei dem nämlichen Gerichte. Köln J. XII. = 1804. 22 S. 8. Ein merkwürdiger Beitrag zur Geschichte des Aberglaubens! Ueber denselben Vorfall berichtete auch ein anderes Flugblatt: Der entlarvte Teufel. Kosmus Damian Engelberg, ein Krämer in Köln a. Rhein, stiftete eine geheime Gesellschaft, die den Zweck hatte, durch Beschwörung des

durch einen Hexentrank verjüngen lässt, von ihm begehrt, dass „in undurchdrungenen Zauberhüllen jedes Wunder gleich bereit sei“ u. s. w.[1]) Das war zwar in der Faustsage selbst begründet,

Teufels eine Summe von 14 Milliarden zu erpressen. Die Hälfte davon sollte zur Unterstützung der Armen und zur Wiederherstellung des Flors der Kirche verwendet, die andere Hälfte unter die Glieder des Bundes verteilt werden. Ein sog. Christophbüchlein enthielt die Statuten der Gesellschaft. Sie versammelte sich von Zeit zu Zeit um 9 Uhr in einem Zimmer, welches Ausgänge genug hatte, um dem Teufel seine Rolle bequem zu machen. Der Grossmeister zog einen dreifachen Zauberkreis, in dessen Mitte ein Altar mit einem Kruzifix, brennenden Lichtern, Weihkessel und Palmenzweigen stand. Alle Stunden wurden papierene Heiligenbilder als Wache um den Kreis gelegt. Um 11 Uhr traten 7 der Teilnehmer in den Zauberkreis. Engelberg sprach die Beschwörungsformel aus, rief den Teufel unter dem Namen Ariel und verlangte jene Geldsumme von ihm. Nun hörte man ein fürchterliches Toben und Brüllen. Die inwendig mit einem weissen Tuch verhängte Thür wurde unter grossem Gepolter aufgeworfen. Schrecken ergriff die Ordensglieder, soweit sie nicht in den Betrug eingeweiht waren. Einige erklärten, den Teufel in Gestalt eines schwarzen Schattens gesehen zu haben, andere sagten, er wäre wie ein Sack dahergerollt; die meisten hatten ihn wegen des Tuchs nicht sehen können. Geld brachte er nicht, daher verscheuchte ihn Engelberg wieder mit Weihwasser. Doch sank die Hoffnung nicht, dass er endlich werde gezwungen werden, immer mehr Mitglieder liessen sich in den Bund aufnehmen, obgleich jeder vorher 41 Thaler, die sog. Zwangsheller, bezahlen musste. Bei diesen angeblich zu Messen und sonstigen guten Werken verwandten Zwangshellern blieb es aber nicht. Immer warf der Teufel, nachdem er verscheucht war, unter Lärm und Brüllen einen Brief ins Zimmer, der dem Aufzunehmenden allerlei Vergehungen vorhielt. Ein solcher Brief entschied gegen die Aufnahme; die Zwangsheller waren verloren, oder sie mussten von neuem entrichtet werden. Die Meisten wurden erst mit dem dritten Zwange, einige sogar erst mit dem vierten aufgenommen. Die Zahl der Dummen belief sich schon auf dreissig, die gezahlten Summen auf 3000 Thaler, als endlich einige Verdacht schöpften, da Engelberg über die Verwendung des Geldes keine Rechnung ablegte. Das Gericht verurteilte ihn und seinen thätigsten Gehülfen, konnte aber den Küster Esser nicht überführen, die Rolle des Teufels gespielt zu haben. Keines der Mitglieder hatte den groben Betrug geahnt, einer hatte nicht einmal die vom Teufel ihm vorgeworfenen Dinge begangen und doch gezahlt. Alle glaubten an die vom Teufel in einem Brief ihnen verheissene Seligkeit — sie glaubten, dass der Teufel das Geld aufbringen werde zur Verbesserung der Kirche! Kann so etwas heute noch vorkommen? Werke, wie die „Geistliche Fama“ mögen allerdings auch viel zu dem Glauben an die Schrecken des Teufels beigetragen haben.

[1]) 1799 erschien Mathilde von Villaneges oder der weibliche Faust,

hing aber doch auch mit dem dunklen Drange jener gährenden Zeit eng zusammen, die mehr wie jede andere den Kitzel eines geheimnisvollen Allwissens empfand. Es ist kein Zufall, dass gerade zu Ende der 80er Jahre Schiller seinen Geisterseher schrieb, noch weniger ist es zu verwundern, dass die Romane dieser Zeit sich in übernatürlichen Albernheiten gefallen. Als Schiller nach dem Uebernatürlichen griff und die unsichtbare Welt in ihrer Einwirkung auf das Wirkliche darstellte, da erkannten die wenigsten, dass er mit seinem Roman ein poetisches Gegengift gegen die schleichende Krankheit seiner Zeit geben wollte. Man sah nur eine willkommene Nahrung für ihr gefrässiges Publikum darin, und jetzt glaubte sich jeder berufen, nicht nur Spiess der Auserwählte, sich solcher Mittel zu bedienen, um so mehr, als den gewöhnlichen Begriffen nach mit dem Mittelalter sich der düsterste und wohlfeilste Aberglaube verband und die Darstellungen aus dieser Zeit bereits an der Tagesordnung waren. So erklärt es sich, dass damals die Geister und Gespenster hordenweise im deutschen Roman auftreten.

Kaum hatte Schiller einige Proben des Geistersehers in der Thalia bekannt gemacht, als das immer bereite Nachahmerheer ans Werk ging. Was es aber hervorbrachte, hatte nicht die geringste innere Aehnlichkeit mit dem Werke Schillers, nicht einmal die äussere, dass die Erzeugnisse der Nachahmung es beim ersten Teile hätte bewenden lassen. Es sind geradezu Sinnlosigkeiten, die in bändereichen Romanen aufgetischt werden, moralische Ungeheuer, Giftmischer und Seelenverkäufer, wollüstige und empfindsame Weiber, Kloster- und Mönchsgreuel, Mord und Totschlag, Auferstandene, Zaubereien der ausschweifendsten Art.

In dieser Gattung leistet das Menschenmöglichste ein Werk von 4 Bänden: Spiegelfechtereien, oder Abentheuer eines Fantasten. Leipzig. 1793. Auf 57 Bogen sind Abenteuerlichkeiten und Unsinn in einer Weise gehäuft, die selbst den da-

---

Pendant zu Fausts Leben, Reisen u. s. w., ein Gemengsel von Geistererscheinungen, Bündnissen mit dem Teufel, Exorcisten, Teufelsspuk und Zaubereien, vermischt mit Liebesgeschichten, Mutter- und Schwestermord, Blutschande, Entführung, Inquisition, ewigen Juden und geilen Mönchen. Am Ende holt der Teufel einen Pater, einen wahren Abschaum viehischer Lust.

maligen Recensenten unerhört schien. Hier sind nicht etwa bloss unwahrscheinliche Begebenheiten, wie in 100 Jahren kaum eine auf Erden vorgeht, in Menge zu lesen, sondern völlig unmögliche Dinge werden dargestellt, als wären sie die leichtesten von der Welt. Dass ein Mensch in einen Turm gesperrt wird und diesen wirklich für ein aus Mauern bestehendes Gefängnis hält, dass nachher aber dieser Turm, der trotz Regen und Wind nur von Pappe war, zusammenfällt und sich in ein Schiff verwandelt; dass ferner dieser Mensch in seinem deutschen Vaterlande Städte und Dörfer antrifft, die ihm gänzlich unbekannt sind, wo unter ihm der Erdboden einsinkt und er in unterirdische Paläste und ungeheure Gewölbe gerät; dass ein Mann auf seiner Reise durch bewohnte europäische Länder verdurstet, ein anderer dagegen mehrere Tage lang in einem Uhrgehäuse fortgeschleppt wird, ohne zu verhungern — das alles sind nur Kleinigkeiten. Und dabei versteht der Verfasser noch nicht einmal seinen Unsinn methodisch durchzuführen; denn zuletzt ist gar nicht mehr die Rede von den geheimen Verbindungen, die alles bewirkt haben — das Ganze renkt sich in die Form eines Romans ein, aus dem man lernen soll, dass alle Menschen schwach und unter Umständen zu allen Schandthaten zu verleiten sind.

Aehnlich verläuft die Zauber- und Spukgeschichte, die Spiess unter dem Titel: Geheimnisse der alten Egipzier verfasste. Ein reicher Graf kommt auf den Gedanken, die wahre verborgene Weisheit aus Aegypten zu holen, also eine Reise dahin zu machen, wobei es an Unglücksfällen, Schiffbrüchigen, Gefangenschaften, Sklavereien zu Wasser und zu Lande nicht fehlt. Alles dies hätte ohne Zauberei sich vollziehen können: aber Spiess ist einmal in der bezauberten Geisterwelt zu Hause, mit der Feder in der Hand kommandiert er alle Zauberer und Geister nach Belieben, dabei immer ernste und weise Betrachtungen einflechtend. Am Ende aber löst sich das Ganze in eine abenteuerliche Robinsonade auf, die am Faden einer Liebesgeschichte fortlaufend jeden Topf seinen Deckel finden lässt. Es scheint, als habe sich selbst dieser fruchtbare Kopf schliesslich erschöpft, oder er benutzte den Wunderschwindel nur zur Bethörung der Leser.

Auch „die Geisterseherin Gräfin Seraphine von Hohenacker“

(1794) des schon erwähnten Karl Aug. Gottl. Seidel bewegt sich in einer Liebesgeschichte, in der ein wollüstiger Bischof, ein schändlicher Pfaffe, ein buhlerisches, rachsüchtiges Weib, ein ränkevoller Hofmann und ihr Opfer, ein unschuldiges Täubchen, die Hauptrollen spielen. Derselbe Vielschreiber gründet eine weitere Erzählung: „Die unglückliche Constellation" auf ein astrologisches Märchen des 16. Jahrhunderts, lässt aber nichts als Empfindler, Kraftgenies, politische und moralische Schwärmer in Rittertracht auftreten. In einer „ägyptischen Geschichte", Aylo und Dschadina, oder die Pyramiden, erfand der Berliner Gymnasiallehrer Rambach, ein Lehrer Tiecks, ein Chaos von Ungeheuerlichkeiten und Mysterien, um seine Gedanken über Missbrauch der Freiheit und über Regententugend an den Mann zu bringen, nachdem er bereits Schauergeschichten mit dem vielverheissenden Titel: „Ritter, Pfaffen und Geister" verfasst hatte. Auf die Frage, wie es ihm möglich sei, solche Dinge zusammenzuschreiben, soll er geantwortet haben: „Wenn ich einmal stecken bleibe, knirsche ich mit den Zähnen, und dann geht es wieder frisch weiter." Dass in den für das ungebildetste Volk berechneten Schriften die falschen Geister, die auf Taschenspielerkünsten beruhten, den echten, die auf Ritterburgen umgingen, und den alten Gestalten des Volksglaubens, den Riesen und Zwergen, den Nixen und Wasserfrauen Platz machen mussten, wird nicht befremden. Hatten diese doch in den Feenmärchen immer gewirkt und wurden durch Wieland, die Balladendichter und die Uebersetzer namentlich aus dem Französischen in neue Gunst gebracht.

Wohl gab es Schriftsteller, welche den Anschein erregten, als liege es ihnen fern, auf die Leichtgläubigkeit ihre Geschichten aufzubauen, als rechneten sie auf ein aufgeklärtes Publikum, trotzdem aber verschmähten sie es nicht, all den unsinnigen Zauber zu verwenden: wenn sie die albernsten und unbegreiflichsten Abenteuer zusammengestellt hatten, suchten sie dem Vorwurf, sie begünstigten den Glauben an solche Zauberweisheit damit zu entgehen, dass sie am Ende eine Art Auflösung der Rätsel hinzufügten und die Wunder auf eine Weise erklärten, die natürlich scheinen sollte, meist aber nicht weniger unwahrscheinlich war. Da erschienen „Wundergeschichten samt den Schlüsseln zu ihrer Erklärung", hg. von Cajetan Tschink,

Wien 1792, der schon die auch ins Englische übersetzte „Geschichte eines Geistersehers“ geschrieben hatte. Zu dieser wollte er die Papiere des Mannes mit der eisernen Larve benutzt haben. Ein anderer veröffentlichte „enthüllte Geistergeschichten zur Belehrung und Unterhaltung für jedermann“ und bezeichnete sie als Pendant zu Schillers Geisterseher. Von Belehrung ist keine Rede, und Schiller musste für solche Ergänzung danken.

Bei der Erklärung solchen Wunderwirrwarrs muss vielfach die mit dem Auftreten der Cagliostro und anderer Wundermänner verbundene Lieblingsnarrheit des Zeitalters dienen: die Ueberzeugung von dem Vorhandensein einer aller Orten allmächtig wirkenden geheimen Gesellschaft von Wundermännern, die alles wissen und durch geheime Triebfedern alles im Verborgenen regieren. Der Orden der Jesuiten, der ja auch hinter Cagliostro stehen sollte, sowie die Freimaurer, Illuminaten und Rosenkreuzer bildeten das Muster für solche Gesellschaften und Staaten im Staate, die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts thatsächlich wie Pilze in der Nacht aufschossen. Beteiligten sich doch sogar Minister an ihnen, wie z. B. Wöllner. Wer auf Bildung Anspruch machte, drängte sich hinzu zu religiösen, politischen, theosophischen Weisheitskrämern, um eingeweiht zu werden in die Mysterien übermenschlicher Weisheit.

Diese Zeitrichtung finden wir sogar in Goethes Wilhelm Meister ausgeprägt, dessen Anlage auf der Vorstellung eines förmlichen Geheimbundes mit verschiedenen Graden, Prüfungen u. s. w., eines Kreises von „Wissenden“ beruht, der Wilhelm auf allen Lebenswegen umgibt und leitet, auf seine Handlungen und Schicksale wirkt. Goethe betrachtete freilich diese Einkleidung als ein Auskunftsmittel, einen Ersatz für die Wundergeschöpfe, Götter und Orakel, die in Leben und Dichtung der Alten eine so grosse Rolle spielen. Der Geheimbund ersetzt bei ihm die Vorsehung, das Schicksal, welches gleichzeitig Schiller in seinen Wallenstein hereinragen liess (vgl. den Brief Goethes an Schiller vom 23. Dezember 1797). Die Gründe, welche Goethe für sein Verfahren in Wilhelm Meister leiteten, waren natürlich der Menge unbekannt.[1]) Viele Schriftsteller der Zeit hielten sich

[1]) Aus ähnlichen Gründen erklärte sich die „grauserlich nächtliche Zigeunerscene“ im Götz (D. und W. 22, 117), eine Nachahmung der Hexenscenen in Macbeth.

nun vollends für berechtigt, in ihren Romanen die Voraussetzung zu verwerten, als bestünde eine grosse, mächtige geheime Gesellschaft, welche in der Stille mit unglaublicher List, Kunst und Maschinerie in allen Ländern die Gewalt in ihre Hände gespielt hätte, um zu wirken, wie es ihr beliebe. Da werden Knoten an Knoten geknüpft, für deren Auflösung man die Wundermänner sorgen lässt: sie sind in allen Weltteilen zugegen und treten auf, so oft der Autor ihrer bedarf. Je nach Umständen beschützen sie wie Sarastro in der Zauberflöte die Tugend und wirken in unterirdischen Gewölben für Menschenwohl, oder sie umgarnen mit sinnverwirrendem Spiele und trügerischen Künsten ihr ahnungsloses Opfer von fernher. Wer aber dem Geheimbunde beitreten will, muss unter Dolchen und Totenknochen einen fürchterlichen Eid ablegen.

Freilich war auch hier der Weg vom Erhabenen zum Lächerlichen nicht weit. 1801 kam nämlich auch die ehrbare Gilde der Friseure an die Reihe, die Helden zu solchen Geschichten zu stellen, in dem Roman: Fritz Berdu, eines Friseurs, Leben, Wanderungen und Thaten. Herausgegeben von einem seiner Freunde gleichen Kalibers. Ein Buch fürs Volk. Hamburg und Kiel 1801. 1 Thlr. 4 Gr. Da kommt der Held, ein biederer, herzhafter und zu jeder That entschlossener Geselle in der Fremde in eine Verbrüderung mehrerer seiner Kunstverwandten, die sich, sonderbar genug, zur Rettung und Unterstützung notleidender oder unterdrückter Menschen verbunden haben und nach Ritterart bei Tag und Nacht auf Abenteuer ausgehen, entführte Mädchen oder geraubte Rekruten retten, Arme und Kranke mit Geld, Speise und Arzneien unterstützen, das Glück der Liebenden durch gesammelte Beiträge befördern, Ungerechtigkeiten und Misshandlungen rächen. Fritz hört von einer Räuberbande, die täglich Raub und Mord begeht und, da ihr Anführer zugleich ein Zauberer ist, sogar das gegen sie ausgerückte Militär zurückgeschlagen hat. Um sie der Obrigkeit in die Hände zu liefern, begiebt er sich unter sie, aber auf sehr ungewöhnlichem Wege: er erhängt sich im Walde, wo er von einem Mitgliede der Bande abgeschnitten und dem Hauptmann zugeführt wird. Damit endet der erste Teil und lässt den Leser in gespannter Erwartung.

Auch diese Erscheinung liess sich aufs Leichteste mit dem

Rittertum der Romane verschmelzen. War nicht die heilige Vehme ein ganz ähnlicher Bund? Gab es nicht unter den Rittern Bündnisse, die edle und unedle Zwecke verfolgten? Einen solchen Bund finden wir schon in Wächters Erzählung, Spiess machte den Ahnherrn der Metternichs zum Inhaber eines goldenen Horns, dessen Ton in Zeiten der Not die Mannen zusammenruft, die einen Bund mit dem güldenen Horn als Wahrzeichen geschlossen haben. In die Hussitenkriege wird der Bund der Larvenritter verlegt (Prag 1799), der noch furchtbarer als das Vehmgericht der gekränkten Menschheit sich annimmt, insofern sie die Uebelthäter ohne vorhergehende Verwarnung mit Gewalt oder List vor ihre Schranken zieht. Am eingehendsten über diese Art von Verbindungen unterrichtet ein Roman, der sich aus den verschiedenartigsten Elementen zusammensetzt: Die Ritter vom Siebengebürge. Weissenfels und Leipzig 1797—98. II Bde. 400 u. 464 S. 1 Thlr. Namhafte Ritter haben sich zur Zeit Friedrichs II. zu einem Bunde vereinigt zur Steuerung der damaligen Fehden und Plackereien. Die Häupter des Bundes hatten ihre Schlösser und Burgen auf sieben Bergen oberhalb Cölns. Es traten aber auch Städte am Main und Rhein bei. Hauptheld ist Heinrich von Feldeck, ein junger Ritter; vormals im Dienste Conrads, glaubte er sich zurückgesetzt und trat in den Bund. Nun folgt die Geschichte des Bundes, die Prüfungen, denen jeder Aufzunehmende sich unterziehen musste, das Grauenvolle bei der Aufnahme, zwischen durch Geistererscheinungen; ein tyrannischer Vater, der der Liebe Heinrichs und seiner Elsbeth im Wege steht, Räuber, Kerker, Fehden; aus der Geliebten wird eine Schwester, die gleich einer Amazone zweimal zur Rettung Heinrichs grosse Gefahren besteht. Im zweiten Teile findet es sich aber, dass sie die Tochter eines anderen Ritters ist, die in der frühesten Jugend vertauscht worden sein soll. Somit wird sie wieder die Geliebte Heinrichs, der inzwischen Graf von Ebrach geworden ist. So geht es weiter in buntem Wechsel von Mönchen und Frauen, Eifersucht, Liebe, Betrug, Fehden und Banketts. Ein liebender Ritter verkleidet sich, um die verdächtige Treue seines Fräuleins zu erproben, in einen Bettler, Greis oder Pilger oder so etwas, findet aber natürlich die durch eifersüchtige Kabale Verdächtigte treu, überhaupt findet auch hier jeder Topf

seinen Deckel. Einen Donquichotenstreich begeht der sonst vernünftige Ritter Otto von Drachenfels, indem er sich mutwillig der Vehme überliefert. Einer der hässlichsten weiblichen Charactere ist Grimhilde, die schliesslich ihre Unthaten durch ein selbstgewähltes Klosterleben büsst, jedenfalls nicht zur Zufriedenheit der Leserinnen, welche ihr eine weniger gelinde Strafe gewünscht haben dürften.

Sogar Scenen aus der alten römischen Geschichte, einen Regulus und Popilius findet man hier wieder. Ja das Verhältnis zwischen Otto und Heinrich, wie es sich vor der Vehme darstellt, erinnert an Orest und Pylades. Merkwürdig nimmt sich im Munde eines Ritters die Göttin auf Paphos aus. (Die Sage von Orest war übrigens 1796 wirklich in die Form des Ritterromans umgeschmiedet worden unter dem Titel: Der deutsche Orest. Ein deutscher Ritter, der nach zehnjähriger Abwesenheit sich aus dem gelobten Lande wieder nach Hause sehnt und schon unterwegs wenig Tröstliches hört, trifft da sein Weib von einem benachbarten Grafen verführt, seine Kinder zerstreut an und wird bei dem Versuche, sich an dem Nachbar zu rächen, jämmerlich erschlagen. Die Rückkehr nach Deutschland, der Liebeshandel des Weibes mit dem Grafen und eine Menge von seinen Kindern in der Fremde bestandene Abenteuer füllen einen Band. Im zweiten bringt natürlich der Sohn des Erschlagenen, Adolf, seine Mutter um u. s. w. Es fehlt an Zigeunern, Einsiedlern, guten und schlechten Burgpfaffen ebensowenig wie in anderen Ritterromanen, alles mit fürchterlicher Weitschweifigkeit und grässlichem Wortprunk dargestellt, alles dialogisiert und dramatisiert.)

Umgekehrt wurde das Vehmgericht durch eine geheime Gesellschaft vertreten in dem Romane: Die Rächenden, oder das Vehmgericht des 18. Jahrhunderts. Leipzig 1802. Der Held Julius wird in die Gesellschaft eingeführt durch einen Grafen Wallenberg und förmlich aufgenommen und hat nun die erhabene Aufgabe, für die ganze Menschheit zu leben, die Tugend zu befördern, das Laster überall, wo er es findet, zu bestrafen, unbedingten Gehorsam zu leisten gegen alle Aufträge der Gesellschaft. Seine Schwärmerei für sie lässt auch nicht nach, als er findet, dass der Verbindung ein Wundermann angehört, der ein offenbarer Betrüger ist. Er erkennt ihn wieder

als das Oberhaupt einer Räuberbande, die das Land zerrüttet, und in seiner Gemeinschaft seinen Freund Wallenberg, der sich der Räuberbande bediente, um seine schwärmerischen Pläne auszuführen. Da dieser aber vor den Augen des von ihm in den Bund eingeweihten Julius in den Strom springt, weil er keinen anderen Ausweg sieht, sich der Gefangenschaft zu entziehen, ist das Ziel des Verfassers erreicht: zu zeigen, dass geheime Gesellschaften und ihre blinden Werkzeuge Unrecht und Zerrüttung stiften.

Wenn in allen diesen Erzählungen auch Räuberbanden auftreten, so liegt die Verbindung dieser mit dem Motive einer geheimen Gesellschaft nahe genug: die Räubergeschichte, die schon mit dem Ritterroman sich verschwisterte, erhält so einen neuen, zugleich mittelalterlichen und zugleich modernen Hintergrund. Die Räuber sind Räuber, Vehmrichter und Geheimbündler in Einer Gestalt. Der Ahnherr solcher Räuber ist Heinrich Zschokke's berühmter grosser Bandit Abällino. Zschokke, der allbekannte Verfasser der „Stunden der Andacht" errang in seinen jüngeren Jahren als Student und Privatdocent zu Frankfurt an der Oder eine grosse Berühmtheit durch eine nichts weniger als erbauliche schriftstellerische Thätigkeit. In seinem Roman „Die schwarzen Brüder" 1791—93 enthüllte er alle Schauerlichkeiten geheimer Gesellschaften. Unter den wunderbaren Einzelheiten will ich hier nur die eine erwähnen, dass der Held am Ende des zweiten Bandes samt seinem Gefolge, einem Pudel und einem schwarzen Kater eingeschlafen ist, um erst nach 500 Jahren, d. h. im dritten Bande wieder aufzuwachen; schon im Jahre 1795 berichtet nun Zschokke, was Herr Florentin im Jahre 2222 sehen werde. Unter anderem werde da der deutsche Kaiser in Berlin residieren, an Erbadel nicht mehr zu denken sein und ein goldenes Zeitalter herrschen. Eine Weissagung, ebenso merkwürdig, wie die Thatsache, dass der von einem Recensenten Zschokkes als albern bezeichnete Gedanke, einen Helden in derartige Lage zu bringen, hundert Jahre später von einem Bellamy mit so grossem Erfolge wieder aufgenommen wurde. 1793 liess Zschokke den Abällino als dialogisierten Roman erscheinen, und 1795 erregte er als Drama lärmenden Beifall. Dieser geheimnisvolle übermenschliche Held tritt bald als zähnefletschender Mordhund in schmutzigen Ban-

ditenhöhlen auf und erschüttert die Nerven durch das fürchterliche „Hi hi“, mit dem er seine Geringschätzung der Polizei Venedigs kund giebt; bald gewinnt er sich wieder des Dogen Nichte, die wunderschöne Rosamunde von Korfu, in der Gestalt des süssen Kavaliers Flodoardo, den man den „Adonis von Venedig“ nennt, und schliesslich feiert der ganz mit Hochgefühlen ausgestopfte „unaussprechlich grosse Jüngling“ zu allgemeiner Befriedigung und Rührung die edelsten Triumphe der Tugend. Nirgends war bis dahin „Graulichkeit und Süsslichkeit“ besser vereinigt worden als in dieser Gestalt, dem Abällino-Flodoardo, der in seinem Monolog mit dem Totenkopfe dem freundlich grinsenden „Kameraden“ Brüderschaft zutrinkt und von dem Hintergrunde einer Verschwörung der tückischen venetianischen Nobili sich grossartig abhebt. Goethe musste in seinen Tag- und Jahresheften die betrübende Thatsache berichten, dass das Stück im klassischen Weimar den Schiller'schen ziemlich gleichgestellt wurde.

Natürlich liess der Ruhm dieses Romans und Dramas die Nachahmer nicht schlafen. Am bekanntesten unter den Nachahmungen wurde „Die Heldin der Vendée. Ein weiblicher Abällino. Romantische Geschichte aus dem französischen Kriege.“ Hamburg 1801. Die Tochter eines republikanischen Generals ficht in Mannskleidern bei der Einnahme von Ancenis, verlässt dann aber in Mädchenkleidern die Stadt mit der Diligence. Von einer Räuberbande überfallen, muss sie froh sein, dass sie der Hauptmann Royal-Massacre für seine Geliebte erklärt und sie so vor der Gier seiner Horde schützt, die ihr die Blut- und Mordthaten des höchst hässlichen und wilden Kerls berichtet. Die Räuberhöhle ist angefüllt mit Waffen, geschlachtetem Vieh, unreinlichen Menschen und Branntweinflaschen. Royal-Massacre schiesst ein Pistol ab, alles läuft herzu. Bei einem ungeheuern Strohfeuer werden an einem alten Degen ganze Stücke Ochsenfleisch gebraten. Dann wird das Mahl zugerichtet, Punsch getrunken und Tabak geraucht. Dabei giebt es Musik, Gesang und Mördergesundheiten auf den Untergang der Republikaner; denn die Räuberhorde gehört zur royalistischen Partei. Royal-Massacre, durch das Gelage noch mehr zum Vieh herabgesunken, schleppt seine Beute trotz eines einbrechenden Gewitters auf den Felsen hinauf, um dort die

Hochzeitsnacht zu feiern. Aller Widerstand der Unglücklichen ist vergebens. Schon hält er sie umschlungen, als ein Schuss fällt und er verwundet zu Boden stürzt. Ein junger Vendéer eilt auf die Befreite zu, stürzt Royal-Massacre in die Loire und führt sie ins Lager der Vendeer und eine Menge neue Abenteuer. [1])

Auch Karl August Buchholz: Guido Mazarini oder Irlando der Verkappte ist trotz aller Verwahrung des Verfassers eine handgreifliche Kopie des Abällino, übertrifft aber ihr Vorbild noch weit an Unnatürlichkeit und Ungereimtheit. Die Banditengreuel erreichen hier den höchsten Grad des Unsinns, und die Charactere sind wahre Zerrbilder von Scheusslichkeit. Besonders treibt eine Angelika ihr Wesen, die das höchste leistet an Gemeinheit und Niedertracht. So giebt sie sich den brutalen Umarmungen eines Banditen preis, damit er dafür einen Liebhaber ermorde, der ihre Reize verschmähte.

Zschokke selbst verfasste 10 Jahre nach dem Abällino eine Nachahmung: Giulio degli Obizzi, oder Abällino unter den Kalabresen, nachdem er inzwischen unter anderen Schriften ein überaus sinnloses, aber von Erfolg begleitetes Machwerk mit dem geradezu an Verrücktheit grenzenden Titel geschrieben hatte: „— Kuno von Kyburg nahm die Silberlocke des Enthaupteten und ward Zerstörer des heimlichen Vehm-Gerichts". Mit

---

[1]) Der Gedanke, ein Mädchen im Kriege Abenteuer erleben zu lassen, ist noch öfter ausgeführt worden. Auch Cramer hielt ihn seiner Feder nicht für unwürdig. „Der schöne Flüchtling. Ein Paroxysm der Liebe. Arnstadt 1803" erzählt, wie ein liebetolles Fräulein mit dem Kammermädchen entläuft und als Husar einem geliebten Offizier in den Krieg folgt, nachdem sie sich schon vorher für ihn duellirte. Sie wohnen den blutigsten Affären bei, ja die Heldin rettet ihrem Geliebten unerkannt das Leben. Zur Nachtzeit stattet sie ihm als Obstmädchen verkleidet Besuche in seinem Zelte ab; die Folge ist, dass sie sich einst beim Exercieren krank melden muss. Eine Probe ihrer Redeweise möge noch Raum finden: „Neben ihm, in der Schlacht bin ich schwaches Mädchen eine Löwin, die ihr Junges verteidigt. Ich, die einst ohnmächtig wurde, wenn ich zur Ader liess, erschrecke nicht vor Blutströmen, seitdem ich liebe. Dieser Arm, den einst die Stricknadel ermüdete, schwingt jetzt unermüdbar das Schwert — diese Schenkel, einst nur im melodischen Walzer durch ihre Schnellkraft berühmt, umspannen jetzt den eisernen Rücken des wilden Tartars so fest, dass ihm der Atem zu kurz wird, und die Nasenlöcher dampfen wie die Feuerschlöte, drück ich ihn zusammen.

dem Abällino aber hatte er, wie mit Coronata dem Seeräuberkönig 1797 und Alamontade dem Galeerensklaven 1802 die Räubergeschichte in ganz neue Bahnen gelenkt. Die Räuberromantik war nach Italien verlegt, auf den klassischen Boden, wo schon Heinses Ardhinghello seine Liebesabenteuer und Heldenstücke bestanden hatte, und somit war die Herde der Nachahmer aufmerksam gemacht auf den fruchtbaren Boden südlicher Länder, wo die Leidenschaft noch ungeheurer und die Ränkesucht noch durchtriebener ist.[1]) Es war ein furchtbar zeugendes Geschlecht, das bald Zschokkes glücklichen Griffes sich bewusst wurde und die von ihm angehauene Ader in Betrieb nahm und unermessliche Schätze zu Tage förderte.

Wie Heringe schwammen auf der Flut der Romane obenauf die grossmütigen lüderlichen Canaillen, die südlich bunt aufgeputzt, mit dem Rot italienischer Räuberromantik auf den Wangen sich als getreue Abbilder Abällinos des Beifalls der Gebildeten erfreuten.

Als einer der ersten begegnet uns da der Klassiker des Räuberromans, Cramer, der 1795 in seinem „Klugen Mann" Schillers Geisterseher nachhinkend in der Figur des Romilli einen italienischen Schurken malte. Bologna und Genua sind die Schauplätze der von Banditen- und Geistererscheinungen wimmelnden Geschichte. Italien ist auch der Hintergrund für das Wirken des „Richterbundes der Verborgenen. Aus den Handschriften des Ungenannten". 1796. 399 und 508 S. 2 Thlr. 8 Gr. Der Bund wird geleitet von einem ehrgeizigen und wol-

[1]) Auch Spanien wurde als ein klassisches Land der Spitzbuben in den Kreis dieser Romane gezogen, namentlich seit Christian Fischer, berüchtigt durch seine unter den Namen Althing veröffentlichten Schmutzwerke, die „komischen Romane der Spanier" herausgab und gleich als ersten Band die „Abentheuer und Streiche eines spanischen Kniff- und Pfiffgenies" 1801. In ihm machte sich Fischer übrigens das Vergnügen, die „transzendentalen Philosophen und schnurrigen Originalpoeten", wie Fichte, Schelling, Steffens, Hegel und die Romantiker zu verspotten. Schon Aug. Klingemann hatte 1798 in seinen „Ruinen des Schwarzwaldes" 1, 238 einen Waisen in Fichte'scher Art Lehren erteilen lassen, z. B. wie man zur Weisheit gelange, nämlich „durch Selbstbeherrschuug, durch Absonderung, deines reinen Ichs von allem, was Du nicht bist u. s. w. — Unter denen, die sich nun auf Spanien warfen, befand sich auch Vulpius, z. B. mit seinen „Zigeunern", die uns freilich in anderm Sinne spanisch vorkommen.

lüstigen Weibe mit Hülfe eines ihr um den Lohn ihrer Liebe dienenden grauen Bischofs und hat die Beseitigung des Regenten und des Thronerben zum Zwecke. Glücklicherweise tritt ihm der kluge Minister Bernardo entgegen, der den Bund zu seiner eigenen Zerstörung zu lenken weiss durch Spitzel. Man sieht: das alles war schon da, wenigstens im Romane.

Ebenfalls um Sprengung eines Geheimbundes handelt es sich in I. M. Konrads: Gianetta Bonelli, oder die Sibariten. Ein romantisches Denkmal aus dem Mittelalter Italiens. Prag 1799. In diese Geschichte sind zugleich die italienischen politischen Parteien jener Zeit verflochten, was natürlich nur zur Vermehrung der Kabalen, Machinationen und Greuel dient.

Ueber alle anderen Räubergeschichtenhelden ragt aber hervor der valoroso Capitano Rinaldo Rinaldini, vor dem selbst der Abällino in den Schatten trat. Es war die Schöpfung eines begabten, aber nur gemein gebildeten Talentes, des Schwagers Goethes, Christian August Vulpius. Er ward als der jüngste in dem Triumvirate Spiess, Cramer, Vulpius zu Weimar 1762 geboren als Sohn eines dem Trunke ergebenen Kanzleiarchivars, studierte in Jena und Erlangen, wurde seit 1790 von Goethe als Theatersecretär verwendet, 1797 an der Bibliothek angestellt und starb als Grossherzoglicher Rat und Ritter des weissen Falkenordens 1827. Seit 1782 war er Mitarbeiter an der von Reichard in Gotha herausgegebenen „Bibliothek der Romane", und diese Sammlung, sowie seine kulturgeschichtlichen Studien mögen ihn zu eigener Schriftstellerei angeregt haben. Ich habe von ihm 61 Romane und Erzählungen, 35 Bühnenstücke und 5 sittengeschichtliche Werke verzeichnet. Schon 1784 wendet er sich dem Ritterroman zu, vielfach angeregt von italienischen und spanischen Abenteurerromanen. Italiener, Spanier und Portugiesen sind es auch, die in seinem 1794 erschienenen Romane Aurora, der in Ferrara spielt, einen Geheimbund bilden. Er ist gestiftet von der Tochter des Herzogs, zu ihm gehören Rinaldo, ihr Geliebter, Bischöfe, Priester, Beamte, Prinzen und Kardinäle; seine Werkzeuge sind Dolch, Pistole, Gift. Die Maschine dieses Mordbundes ist in rastloser Bewegung, man sieht alle Greuel vor sich, welche eine ungezügelte Hab- und Herrschsucht und blinde Liebe erzeugen können. Einen Rinaldo liess Vulpius auch in seinem Trauerspiel: Leidenschaft und

Liebe 1790 auftreten, den Namen schöpfte er wohl aus Tassos Heldenepos; den Stoff zu seinem Romane Rinaldini, der 1798 erschien, soll er einer kleinen italienischen Schrift über das Ende des Räuberhauptmanns Rinaldini entnommen haben, der als Sohn schlichter Bauern beim Ziegenhüten seine Einbildungskraft gleich Karl Moor an den Lebensbeschreibungen des Plutarch erhitzte und dessen spätere Thaten und Liebesabenteuer in allen Teilen Italiens Gegenstand der Volksdichtung waren. Dass Goethe selbst einige Kapitel zu dem Roman geschrieben habe, ist natürlich nur Weimarischer Stadtklatsch gewesen. Nachweisbar aber ist der Einfluss von Schillers Räubern. Bei Vulpius ist Rinaldini wie Karl Moor ein geborener Graf und ebenso wie dieser mit den Standesvorurteilen und den gesellschaftlichen Einrichtungen zerfallen. Sein Character ist ein Gewebe von Grossmut und Schande, Edelthaten und Verbrechen, Menschlichkeit und Unmenschlichkeit. Bei den besten Vorsätzen wird er durch den Drang der Umstände immer wieder in neue Abenteuer verwickelt. Doch liegt seine Räuberlaufbahn bereits hinter ihm; was Vulpius uns vorführt, ist eine Reihe von Liebschaften, die ihn in immer neue Gefahren bringen; durch das Eingreifen seiner weitverzweigten Räuberbande wird er immer wieder aus ihnen befreit. Ausser der Räuberromantik scheinen also die galanten Abenteuer eines Ardhingello und Wilhelm Meister auf Rinaldini eingewirkt zu haben. Wie Wilhelm Meister führt uns auch dieses Werk das Wirken eines Geheimbundes vor, und zwar auf dem politischen Hintergrunde des korsischen Freiheitskampfes, ja der Vater des Kapitano kann als Seitenstück zu dem Armenier in Schillers Geisterseher betrachtet werden. Als Vater Rinaldinis entpuppt sich nämlich ein geheimnisvoller Graubart, genannt der Alte von Fronteja, der von Zeit zu Zeit als deus ex machina erscheint. Es ist ein Prinz, einer Ehe der Sultanstochter Fardina und des italienischen Prinzen Anselmo Sansovini entsprossen. In frühester Jugend ward er einem der grössten Weisen der alten und neuen Welt übergeben, durchstreifte mit ihm Griechenland und Aegypten und vertiefte sich in den Ruinen Thebens in die Mysterien von Ceres und Proserpina. In Indien und Persien wurde er in die Lehren der Braminen eingeweiht, und selbst China blieb ihm nicht fremd. In Florenz verband er sich mit einem schönen

Fräulein hinter dem Rücken ihrer Eltern — so wurde Rinaldini erzeugt. Vulpius brachte alle möglichen Zugmittel der damaligen Romane in seinem Werke an, sogar Schikaneders Zauberflöte musste ihm für den Tempel der Zufriedenheit herhalten. Auch der Stil ist der beliebte: eine Mischung von Plattheit und Bombast; er liebt es, bekannte Worte zu verwässern, wie in der Stelle: „Es hat Erde und Himmel Dinge, von denen alle nichts wissen und die dennoch da sind.“ Wie Cramer in seinen Ritterromanen und wie Goethe in seinem Wilhelm Meister streute er auch Lyrik mit ein, unter anderm das vielgesungene Räuberlied, welches er, wie mir scheint, einer spanischen Romanze [1]) nachbildete:

In des Waldes finstern Gründen
Und in Höhlen tief versteckt,
Ruht der Räuber allerkühnster,
Bis ihn seine Rosa weckt.
„Rinaldini! — ruft sie schmeichelnd; —
Rinaldini, wache auf!
Deine Leute sind schon munter,
Längst schon ging die Sonne auf.“
Und er öffnet seine Augen,
Lächelt ihr den Morgengruss.
Sie sinkt sanft in seine Arme,
Sie erwiedert seinen Kuss.
Draussen bellen laut die Hunde,
Alles flutet um ihn her,
Jeder rüstet sich zum Streite,
Ladet doppelt sein Gewehr.
Und der Hauptmann, schön gerüstet,
Tritt nun mitten unter sie.
„Guten Morgen, Kameraden!
Sagt, was gibt's denn schon so früh?“
„Unsre Feinde sind gerüstet,
Ziehen gegen uns heran!“
„Nun wohlan! sie sollen sehen,
Ob der Waldsohn fechten kann.“

[1]) Vulpius: Vorzeit 1817, 1, 355: „In des Berges düstern Gründen lässt sich reines Silber finden.“ Vgl. oben S. 53. Auch der „Wechselgesang“ „Die Blume“ steht im Rinaldini.

„Lasst uns fallen oder siegen!“
Alle rufen: „Wohl es sei!“
Und es tönen Berg und Wälder
Rund herum vom Feldgeschrei.

Seht sie fechten, seht sie streiten!
Jetzt verdoppelt sich ihr Muth;
Aber, ach! sie müssen weichen,
Nur vergebens strömt ihr Blut.

Rinaldini, eingeschlossen,
Haut sich, mutig kämpfend, durch
Und erreicht im finstern Walde
Eine alte Felsenburg.

Zwischen hohen, düstern Mauern
Lächelt ihm der Liebe Glück,
Es erheitert seine Seele
Dianoren's Zauberblick.

Rinaldini! lieber Räuber!
Raubst den Weibern Herz und Ruh.
Ach! wie schrecklich in dem Kampfe,
Wie verliebt im Schloss bist Du!

Dieser Held ward der Liebling nicht nur der Italienerinnen, auch die Deutschen schlossen ihn in ihr Herz, das Räubertum strahlte jetzt in noch romantischerem Glanze als vorher, der Roman erfuhr wenigstens ein Dutzend Auflagen und Neubearbeitungen, noch 1872, und Vulpius beeilte sich, den Nachahmern zuvorzukommen, indem er nicht nur seinen Roman in ein Schauspiel verwandelte, wo es wie in allen seinen Schauspielen Spektakel die Hülle und Fülle gab, sondern auch Fortsetzungen verfasste, wie den Fernando Fernandini und Lionardo Montebello oder der Carbonari-Bund, und neue Helden schuf, deren Namen sich deutlich an den des grossen Räubers anlehnen, so „Orlando Orlandini, der wunderbare Abentheurer.“ Das letztere Werk kommt auch dem Hange zum Gespensterhaft-Wunderbaren entgegen, Vulpius selbst bezeichnet ihn als den Genius der Zeiten und sich als den Stallmeister der Steckenpferde seiner Zeitgenossen, und sein Grundsatz ist: „Man muss sich in die Launen der Menschenkinder zu finden wissen, wenn man fortkommen

will" (Beichten, wie sie gebeichtet wurden u. s. w. 1791, 2, 11). Wohin dieser Hang führt, zeigt sich an Vulpius deutlich (wie auch an Albrecht, s. S. 64 Anm.)

Im Orlando Orlandini spielen Engel und Teufel um die Seele des Helden, Satan in Gestalt eines Spassvogels, genannt Miraculoso, und ein Seraph in der Hülle einer schönen Harfenspielerin. Der Teufel macht dem guten Engel viel zu schaffen, und Orlandini ist schier in seinen Händen. Wollust, Ehebruch und Mord wälzt er auf seine Seele und erscheint dann, um sich seiner ganz zu bemächtigen. Das bekommt ihm aber übel. Orlandini hält ihm ein Crucifix und einen Rosenkranz vor, er heult und zittert. Dennoch muss er vor dem Teufel fliehen, wirft sich aber zum Glück vor einem Marienbilde nieder und seufzt in der Angst seines Herzens: Salve Regina. Das wird dem Teufel zu viel. Er heult und verschwindet. Um des Sünders Seelenrettung vollständig zu machen, erscheint der heilige Ignaz Loyola, kündigt sich als den siegenden Weltüberwinder und den Stifter einer Gesellschaft an, die alle Künste der Hölle verlacht und blühen und grünen wird auf Erden. Er preist Orlandos Glauben an die Hochgebenedeyte. Dieser Glaube hat ihm geholfen. Cliens Mariae nullus aeternum perit. Dann segnet er den Geretteten und entlässt ihn. Nun erscheint auch der gute Engel, gibt ihm einen Friedenskuss und schwebt vor ihm zum Himmel auf. Orlando bekehrt sich und heiratet ein hübsches Mädchen. Noch mehr im Geiste der katholischen Legende bewegt sich Armidoro, eine Wundergeschichte vom Verfasser des Rinaldini. Arnstadt und Rudolstadt. 1804. Sie bietet ein Uebermass von romantischer Phantasie. Hier strahlt das christlich-katholische Legenden- und Wunderwesen in wahrhafter Glorie. Der Held, ein Bruder Lüderlich, der in jede Schürze verliebt die Blume der Wollust pflückt, wo er sie findet, steht gleichwohl unter dem allerheiligsten Schutze der allerreinsten Jungfrau, der gebenedeieten Maria. Sie stattet ihn mit Wundergaben aller Art aus und erklärt ihn sogar förmlich und feierlich zu ihrem Ritter. Sie hat ihren Auserwählten aus einem Schiffbruch gerettet. So tritt er in eine Kapelle und wirft sich vor dem Bilde der Himmelskönigin nieder. Da tritt sie unter Engelsharmonien und Räucherwerk lebendig, körperlich und fleischlich neben ihn und hängt ihm

mit gereimten Segensworten ein Schwert und eine blaue mit Silber gestickte Schärpe um, reicht ihm ein silbernes Schild und küsst ihn, dass er wie vom Blitze gerührt zu Boden sinkt, während sie verschwindet. „Er fühlte noch seine Hand in der Hand der Gebenedeyeten, und auf seinen Lippen brannte noch das süsse, himmlische Liebesfeuer des Liebeskusses seiner Dame. Er war oft herzlich, zärtlich und, was noch mehr ist, verliebt geküsst worden; aber diese irdischen Küsse, wie konnten sie mit einem solchen himmlischen in Vergleich gestellt werden? Was das Göttliche, Himmlische Himmlisch-Göttliches in einem Kusse geben kann, das gab die Königin des Himmels ihrem Ritter in dem überirdischen Weihkusse, ihm, den diese Last der himmlischen Wollust zu erdrücken schien.

Es drängte ihn so himmlisch süss,
Es hob ihn über sich hinauf,
Und wenn er seinen Platz verliess (den Wachtplatz um die Kapelle),
Lag die Empfindung oben drauf,
Bewahrte ihn, er stieg hernieder,
Und immer fand er seine Seligkeiten wieder."

Das ist doch wohl Poesie der Poesie, das ist doch romantisch im höchsten Grade! Es wäre religiös, wenn es nicht so weltlich, und es wäre gläubig, wenn es nicht so frech wäre, man könnte es poetische Verzückung nennen, wenn man es nicht für Verrücktheit erklären müsste.

Vulpius wagte sich sogar an den Faust, aber ohne sich um die schon vorhandenen Bearbeitungen der Sage zu kümmern. Er tauft Faust in den Ritter Adelbert um, lässt den Teufel als Zwerg erscheinen (daher der Titel des Buches: der Zwerg) und den reuigen Ritter am Ende zur Seligkeit gelangen.

Auf diese Bahn folgten Vulpius, wie es scheint, die Nachahmer weniger; sie hielten sich hauptsächlich an den Rinaldini. Schon 1799 erschien als Seitenstück zum Rinaldini: Dianora, Gräfin von Montagno, Rinaldo Rinaldinis Geliebte. Verfasser war der Advokat und Notar Johann Jacob Brückner in Leipzig, der u. a. auch zu Spiessens Reisen ein Seitenstück lieferte, desgleichen zu Schillers Geisterseher: Angelika, Tochter des grossen Banditen Odoardo, Prinzen von Peschia aus dem Hause Zanetti. Als einen weiblichen Rinaldini bezeichnet der Buchhändler Born-

schein in Gera sein Nordhausisches Wundermädchen, womit er freilich nur ein Werk aufwärmte, welches einer vor den Ritter- und Räuberromanen herrschenden Richtung angehört: der schönen und galanten, doch tugendhaften Friederica *** wunderbares Schicksal. Frankfurt 1748. Bornschein schrieb 39 Romane, in denen er allen Anforderungen seiner Zeit entsprach: Abenteurerromane und Geistergeschichten, so Moritz Graf von Portokar, zwei Jahre aus dem Leben eines Geistersehers; Bürgers Ballade: des Pfarrers Tochter zu Taubenhayn spann er zu 30 langen Kapiteln aus, die bei Bürger schon so empörende Katastrophe wird hier geradezu scheusslich; ähnlich hatte auch Brückner die Ritter-Ballade des Grafen Friedrich Leopold von Stolberg v. J. 1777 verarbeitet: „die Büssende" mit dem vielversprechenden Anfang:

Hört, ihr lieben deutschen Frauen,
Die ihr in der Blüthe seid,
Eine Mähr aus alter Zeit,
Die ich selbst nicht ohne Grauen
Euren Ohren kann vertrauen,
Denn mit Schrecken sollt ihr schauen:
Wie ein Ritter sonder Glimpf,
Rächte seines Bettes Schimpf.

Das war schon die richtige Rittergeschichte, wenn auch vorläufig noch in Versen: der Ritter strafte sein Weib fürchterlich, indem er sie in einem unterirdischen Gefängnisse, in steter Gemeinschaft mit dem Gerippe ihres Buhlen schmachten liess und sie zwang, ihren täglichen Trank aus seinem Schädel zu nehmen. Diese Ballade war das Entzücken der Zeitgenossen gewesen, Zumsteeg hatte ihre 32 Strophen durchkomponiert, und mit rührender Ausdauer sang man diese Komposition zum Klavier. Die Ballade muss aber doch 1799 schon etwas in Vergessenheit geraten sein, da Brückner sie erneuerte. Er regte auch Bornschein zu einer Bearbeitung der Bürgerschen Ballade an, die sogar in Volks- und Jahrmarktsausgaben erschien, ja noch 1862 neu bearbeitet wurde. Bornschein pflegte übrigens besonders den Seeräuberroman, wohl nach dem Vorbilde von Zschokkes Coronata, wenigstens hat Bornschein auch einen Coronato den Schrecklichen, Oberhaupt der Bravos in Venedig.

Seinem William Lancellot, Corsar von England, liess er eine Antonia della Roccini, die Seeräuberkönigin, und dieser den Seeräuberkönig Hariaden folgen oder das Schrecken von Afrika. Gewiss würde sich auch hier Abhängigkeit von irgend welchem Vorgänger beweisen lassen. Dass er aber sein Handwerk verstand, beweisen die wiederholten Auflagen seiner Schmierereien. Als Buchhändler wusste er die zugkräftigsten Stoffe auszuspüren, so bearbeitete er auch einen der fürchterlichsten Schauerromane der Engländerin Radcliff aus dem Jahre 1794, die es verstand, das Schauerliche und Grausige haushälterisch zu verteilen, so dass selbst am Ende noch eine Steigerung vorhanden war. Ihre „Italienerin oder Bekenntnisse der schwarzen Büssenden" war schon 1798 in deutscher Uebersetzung und 1801 unter dem Titel: „Ellena, die Italienerin oder die Warnungen in den Ruinen von Paluzzi" in kürzerer Fassung erschienen; Bornschein unterzog das Werk einer abermaligen Bearbeitung: der Beichtstuhl 1802, die fünf Auflagen erlebte.

Mit Bornschein wetteiferte in Neuerfindung noch schreckhafterer Scheusslichkeiten ein womöglich noch grösserer Meister, der Doctor der Philosophie und öffentliche Lehrer der deutschen Sprache und Deklamation zu Leipzig Aug. Heinrich Kerndörffer (1769—1846), der über 40 der schauderhaftesten Ritter- und Räuberromane verfasste, ja ein ganzes „Magazin schrecklicher Ereignisse und fürchterlicher Geschichten", von dem der Roman der Radcliff einen Teil bildete. Trotzdem bearbeitete er ihn noch einmal „Die Ruinen der Geisterburg oder die warnende Stimme um Mitternacht" 1805 und erzielte noch drei Auflagen damit. Er liess sich natürlich auch den Rinaldini nicht entgehen: als Seitenstück dazu bezeichnet er Lorenzo, den klugen Mann im Walde oder das Banditenmädchen 1801, eine Geister- und Wundergeschichte, in der seltsame und unglaubliche Begebenheiten, Erscheinungen und Mordthaten mit Blitzesschnelle auf einander folgen. Die Hauptrolle spielt ein alter kluger Mann im Walde, der alles weiss und alles vermag, aber selbst wieder ein Werkzeug einer ihm selbst unbekannten Hand ist. Ausser einer Umarbeitung dieses Romans unter dem Titel Dianora, oder die Verschwörung vom schwarzen Bunde 1821 gab er auch noch die Geschichte eines Zeitgenossen Rinaldinis: Karlo Orsino 1803 heraus, in welchem ein vernunft-

loses Abenteuer das andere verdrängt, Mordgreuel sich an Mordgreuel schliesst und Fratzen an Stelle von Menschenbildern sich darbieten. Von Albrecht erschien 1801: Dolko der Bandit, ein Zeitgenosse Rinaldo Rinaldinis; 1803 ward gedruckt: Der Sohn des Waldes oder Bastard und Kronenräuber in einer Person, der Vater des berühmten Rinaldo. Eine schauerliche Geschichte des 18. Jahrhunderts.

Anselmo Musso, der Räuberhauptmann, Göttingen 1804 ist ebenfalls ganz nach dem erhabenen Muster des unsterblichen Rinaldini gebildet. Donner und Blitz eröffnen die Geschichte, und derHeld beginnt die Reihe seiner Thaten damit, dass er ein unschuldiges Mädchen der Gier eines wollüstigen Pfaffen entreisst. Es giebt dabei gleich zu Anfang ein anständiges Blutbad, freilich nur eine Kleinigkeit gegen die Mordscenen, die ihm folgen. Musso ist ein wahrer Mord- und Blutengel, er raubt, brennt und sengt, er schiesst und erdolcht beinahe so oft, als er Atem holt. Sogar seinen Vater schickt er in die andere Welt. Dabei verführt er Mädchen und Weiber, ist aber trotz alledem ein gar edler und grossmütiger Charakter, entlarvt falsche Spieler, züchtigt und bestiehlt sie, plündert nur Wucherer und heillose Verschwender, beschenkt aber dürftige und darbende mit dem gestohlenen Gute. Auch an Wundern fehlt es nicht. Der edle Mordbrenner fällt alle Augenblicke in die Hände der Justiz, wird aber immer durch einen geheimnisvollen Malteser Ritter gerettet, der als wahrer Ueberall und Nirgends nie fehlt, wenn er nötig ist.

Schreckliche Uebertreibungen des widrig Schauerlichen und des ekelhaft Grässlichen paaren sich mit einer schwulstigen, aufgedunsenen und sprachwidrigen Schreibweise. Lustig sticht davon manche Anlehnung an unsere klassischen Dichter ab. So ist in Karl Aug. Buchholtz: Romant. Gemälde, Berlin 1804, Nr. 6: Lutardo oder der Banditenhauptmann, S. 550 eine Stelle aus Wielands Oberon (9,58) beinahe wörtlich in Prosa übertragen: „Die Bande, die ihn ans Dasein fesselten, waren zerschnitten; versiegt die Quellen, aus denen seine Freuden keimten; er stand allein im für ihn leeren Raum der Welt als ein einsamer vom Sturm entlaubter Baum. Sein letzter Stab war gebrochen, sein letzter Wunsch das Grab.“ Wieland sagt von Alonso:

Er steht, ein einsamer, vom Sturm entlaubter Baum,
Die Quellen sind versiegt, wo seine Freuden quollen.
Was ist ihm nun die Welt? ein weiter leerer Raum,
— — — Ihm brach sein letzter Stab,
Er hat nichts mehr zu suchen als ein Grab.[1])

Es ist unmöglich, alle die Nachfolger des Vulpius'schen Helden auch nur anzuführen, die Räuberhauptleute hausen auf dem Parnass und verrichten Heldenthaten ohne Mass und Ziel, und, mögen sie Heraldo, der Unergründliche (von Felswangen 1802) oder Cäsar Castarelli, Graf von Casara (1803 von Heinrich Bardeleben, Lehrer am Kadettencorps zu Berlin) oder sonstwie heissen, es ist hergebracht und völlig in Ordnung, dass alle Mädchen und Frauen sich in sie verlieben, dass sie trotz ihres Berufs wahre Tugendspiegel und Retter ganzer Staaten sind.

Ja der Banditenstand erfährt förmliche Verteidigung und Rechtfertigung. Hatte schon der Verfasser des Konrad von Kaufungen 1794 seinen Helden in Schutz genommen und ob der an ihm vollzogenen Todesstrafe bemitleidet — unter Cramers Namen allerdings, der Professor der Geschichte Johann Baptist Durach zu Passau und Bamberg schämte sich doch vielleicht seiner Anwaltschaft[2]) — so zählt der Recensent der italienischen Geschichte: Die beiden Marillos von C. F. W. R—r Leipzig 1801 (Neue Allg. D. Bibl. 81, 87) unter die besten Stellen des Werkes die Betrachtung, mit welcher ein Bandit seinen Beruf als eine ganz ehrbare Lebensweise rechtfertigt. Dort heisst es schliesslich: „Ein Bandit, zumal wie er jetzt in Neapel lebt, ist ein ehrlicher und redlicher Kerl, seine Versprechen hält er treu und unverbrüchlich; er hört wöchentlich zweimal die Messe und

[1]) Noch eine Stilprobe aus Nr. 4 der Romantischen Gemälde: Pignates Flucht oder Mönchshass und Reue. „O Bianca, zu ihren Füssen krümmt sich der zertretene Wurm. Um ihn fährt die Hölle mit sichtbarem Entsetzen empor, und mit einem Hauche des Würgers zerspringt Licht und Finsternis in tausenfache Trümmer, wenn Sie mich nicht lieben ... In diesen Augen hängt der unendlich grosse Wurf vom Menschen bis zum allsehenden Seraph Gottes. Die Ewigkeit prallt mit Entsetzen ab, wenn sie diese Wangen kühlen".

[2]) In seinem Raspo von Felseneck 1795 ist ein Ritter so edel, dass er seine Geliebte einem andern überlässt und seine Feindin heiratet, um sich grossmütig an ihr zu rächen.

betet immer ein andächtiges Ave Maria für die Seele, die er heimschickt. Er raubt nie, er lügt nicht, er ist ein treuer Freund und treuer Gatte; er geht monatlich zum heiligen Abendmahl und ist barmherzig gegen die Armen; was verlangst du mehr?" Bei solcher Auffassung ist nur zu verwundern, dass die Banditengesellschaft eine Rückkehr in die bürgerliche Gesellschaft nicht verschmäht und mit grosser Freude sich den Weg gebahnt sieht zu einem für sie selbst gefahrlosen, für den Staat nützlichen Nahrungserwerb, indem man sie zu öffentlich besoldeten Gehülfen der Polizeigerichte bestellt.

Wir haben es aber hier mit keiner anderen Auffassung zu thun, als der, die seit Schillers Räubern die herrschende geworden war: die Idee vom edlen Verbrecher erscheint seit Zschokke und Vulpius lediglich in italienischem Gewande. Dass dieses den Räubern noch mehr Glanz verlieh in den Augen des Deutschen, stimmt so ganz zu seiner sonstigen Fremdgierigkeit. Wie Goethes Götz erst nach Jahren Ritterromane veranlasste, so kamen eigentliche auf deutschem Boden spielende Räuberromane, d. h. solche, die nicht mit dem Ritter- oder anderem Unwesen verquickt waren, erst ein Mandel Jahre nach Schillers Räubern hervor, nachdem Abällino als Held erprobt war. So bezeichnet Frau von Wallenrodt ihre Fortsetzung der Räuber ausdrücklich als Seitenstück zum Rinaldini. Wie dieser von Vulpius in ein Drama umgeschrieben ward, so wurden umgekehrt Schillers Räuber in grässliche und breitspurige Romane verwandelt, so 1802 unter dem Titel: Die Grafen von Moor. Ein Familiengemälde. 2 Bde. 2 Thlr. Eine Rotte von Ungeheuern treibt hier ihr Wesen, fast jeder Abschnitt enthüllt eine Höllennatur, Blut fliesst wie Wasser, und nur die verwildertste Phantasie konnte diese unverschämte Brandmarkung von Schillers Namen ausführen. Gleichwohl wurde das Schandwerk 1837 neu bearbeitet von F. Th. Wangenheim (3 Bände 3 Thaler), der 1832—1848 über 30 „historische" Romane schrieb. Der erste Bearbeiter aber ist der Doktor der Philosophie, Advokat, Privatdozent und Universitätssekretär zu Erfurt Ignaz Ferdinand Arnold, der schon einige 20 grausige Spuk- und Blutgeschichten zu Tage gefördert hatte, obgleich er, wie er selbst sagt (Amalie Balbi: Eine wunderbare Vision, die ich selbst gehabt habe. Erfurt 1805, S. 8—21: Biographische Erläuterungen), in dem

romantischen Fach oft mit herzlichem Widerwillen arbeitete. Ihm verdanken wir auch die schauerlichste Nachbildung des Geistersehers: Der Brautkuss auf dem Grabe, oder die Trauung um Mitternacht in der Kirche zu Mariengarten. Rudolstadt 1801. Hier treibt keine bloss erhitzte, sondern eine erzwungene Phantasie ihr Wesen, der wahre Spiess'sche Alte überall und nirgends rumort in höchst albernen Wundern unter Blut und Mord. Die Rolle des Armeniers spielt ein Exjesuit, ein Zerrbild von Bosheit und Scheusslichkeit. Wie bei Schiller gründet sich die ganze Spuk- und Gespenstermaschinerie auf eine Staatsverschwörung.[1])

Mit besonderer Vorliebe stellen sich übrigens auch die in deutschem Boden wurzelnden Räuberbanden in den Dienst der Revolution: der zum Mörder gewordene „Albert von Ranken" (Berlin 1796) kommt mit der Bande, zu der er flüchtete, einem benachbarten Staate zu Hülfe, der eben um seine Freiheit ficht; er thut Wunder der Tapferkeit, wird tötlich verwundet und stirbt. Strassenräuber stellen sich an die Spitze einer Empörung auch in „Ben Oglu, Skizze aus den geheimen Annalen der republikanischen Propaganda". Bagdad 1798. Spielt hier die Weltgeschichte in den Roman hinein, so verwertete man noch mehr die Wirklichkeit des Räuberlebens für ihn.

Wenn Lessing seinen Banditen Angelo ein dem Leben abgelauschtes Gaunerstückchen erzählen lässt, wenn Schiller bekannte Spitzbubenstreiche in den Kniffen Spiegelbergs wieder-

---

[1]) In seiner Schreibweise lehnt sich Arnold an Jean Paul an. In dem Roman: Die Einsame in Chiusato, Arnstadt 1802, kommen vor: ein kaltes herzschneidendes Wellbad, ein aufgesprosster Zweigpalast menschlicher Wünsche, Fühlhörner der Welt, der grosse Destillirkolben der Natur, die Schattenkopie einer himmlischen Konzertantsymphonie, die mit vollem Athem eingetrunken wird; Qualen, die einen armen Teufel entmarken: Tage, die zu Stunden zusammengeschrumfelt sind, die kalte Soole des Schicksals, die über die Dornwellen des menschlichen Gradirhauses stürzt und unter ihrem Drucke die Glut der Empfindungen erwürgt. Unter dem Einflusse Cramers steht noch 1796 „Die Brautschau oder der Kuss des Schreckens auf der Burg Rothweiler", worin folgende Blüten sich finden: Er vertrank die Zahnschmerzen seiner Seele; Es tönet in meinem Eingeweide die Hungerorgel; Der dichte Nebel hatte die in Krepp frisierten Berge weissgepudert; ein Bauer will einen fauligen Baum abhauen und ihn anatomirt im Hofe zur Winterfeuerung aufstellen.

gab und auch das Gaunerlied: „Geh ich vorbei am Rabenstein“ nicht erdichtete, sondern nur aufgriff, so machten die von seinen Räubern begeisterten Schmierer vollends wirkliche Räuber und und Mörder zu Helden von Romanen. Alle die grossen Räuberhauptleute, Wildschützen und Strauchritter, von der Justiz geächteten Raubmörder, Brandstifter und Spitzbuben, von denen alte und neue Zeitungen zu melden wussten, wurden in den Kreis des Räuberromans gezogen; zumal die Wildschützen, die ja noch heute unterm Volke keineswegs als Verbrecher gelten, wurden zu verunglückten Genies gestempelt und als Helden im Kleinen verherrlicht. Der erste, dem dies geschah, war wohl Hannikel, der Zigeuneranführer, der samt seiner Bande am 17. Juli 1787 in Sulz hingerichtet wurde. Seine Geschichte verarbeitete der württembergische Pfarrer Christoph Friedrich Wittich zu einem „wahren Zigeunerroman, aus den Kriminalakten gezogen“ sowie zu einem „Lied fürs Volk.“ [1])

Der schon erwähnte Lehrer Tiecks, Friedr. Eberh. Rambach gab mit anderen Mitarbeitern 1790—91 die „Thaten und Feinheiten renommirter Kraft- und Pfiffgenies“ heraus; darin befand sich auch die Geschichte „des famosen Wilddiebs und Strassenräubers Klostermayer, genannt der bayrische Hiesel“; sie war in Rambachs Auftrag von seinem Schüler Ludwig Tieck vollendet worden. Ein Lehrer leitet also seinen Schüler förmlich dazu an, ihm bei seiner Räubergeschichtschreiberei zu helfen! Auch zu seinem Schauerroman: Die eiserne Maske 1792

[1]) Goethe: Dichtung u. W. 22, 117 erzählt, wie er sich etwas Rechts zu Gute gethan habe, indem er in einer grauserlich nächtlichen Zigeunerscene Adelheid auftreten und ihre schöne Gegenwart Wunder thun liess. — Das Zigeunerleben mit all seinen Kniffen, Pfiffen und Gaunereien wird abgebildet in: Boskowich der Rumelier, Geschichte eines Nomaden und Gaudiebs. Weissenfels 1798. In C. A. Seidels „Andreas Patasch, Zigeunerhauptmann, und Mutter Anna. Köthen 1801“ ist Cramersche Hofgeschichte mit Räuberei verbunden. Da lässt sich ein Oberjägermeister in einer Gesellschaft von Kavalieren also vernehmen: „Schon manches Gläschen hab' ich in diesem Saale geleert. Alle Wetter! nur einen halben Kremnitzer für jedes Gläschen! und ich will ewig des Teufels sein! ich frage, wie theuer Europa? Sonst, sonst, meine Herren, da war es ein Leben! Da gab's ein Leben! — aber da gab's auch Kerle — himmeltausend Element! — In allen Ehren, meine Herren! Aber Sie sind alle blosse Grasmücken dagegen“. Einer solchen Sprache brauchte sich auch ein Cramer nicht zu schämen.

liess er Tieck das letzte Kapitel schreiben.[1]) Dass Tieck sich zu solchen Leistungen eignete, ist allerdings nicht zu leugnen; wenn er später als Gegner sich mit den Ritter- und Räuberromanen viel zu schaffen machte, so zeigten doch seine eigenen Schriften mit all ihren Wundern der Romantik wenigstens oft eine recht kühne Handhabung der Bildersprache, die geradezu an die der Cramer u. s. w. erinnert, so z. B. wenn er den Octavianus weinen lässt, dass er, wie ein Recensent sagt, in seinen Thränen ersaufen möchte: „den Fluten gleich, die Dämme und Häuser niederstürzen, erfliessen sie aus seinem vollgepressten Busen." Das sieht doch der Ritterfrau Erwina sehr ähnlich, die um ihren im Morgenlande gefallenen Gatten nachts in solchen Mengen weint, dass sie kein trockenes Plätzchen mehr im Bette findet.

Gleichwohl mochte Tieck noch nicht den rechten Volkston getroffen haben; im Jahre 1800 wurde geradezu als Seitenstück zu Rinaldini „die wahre Geschichte des Matthias Klostermayer" abermals, und zwar dramatisch bearbeitet in 2 Bänden. Hier werden wir mit dem Thun und Treiben der Helden des Buches auf das genaueste bekannt gemacht, z. B. lesen wir 1, 126: „Das Essen war derweile gar gekocht; es war Schweinefleisch und Sauerkraut. Man holte hölzerne Teller und blecherne Löffel. Messer und Gabel hatte jeder an seinem Hirschfänger. Man ass gemeinschaftlich aus den Töpfen, jeder soviel als er Appetit hatte." Einmal wird sogar aus einem Nachttopf getrunken. Auch die Sprache ist recht volkstümlich: 1, 67 „Du musst deine Zeit aushalten; ausserdem die ganze Gesellschaft willigte in deinen Abgang."

[1]) Ueber seine Absichten spricht sich Rambach deutlich aus in der Vorrede zur „Eisernen Maske": er habe bloss für Unterhaltung schreiben wollen, mehr dürfe man nicht fordern. Er stellt sich somit einem Cramer ganz gleich. Auch in seiner Schreibweise wetteifert er mit ihm an Geschraubtheit und Fehlerhaftigkeit: „Vor seinem Blick stand dieser Gedanke (seinen Bruder zu ermorden) da in Riesengestalt, in bluttriefendem Gewande, den Fuss auf den bleichen, schlaffen Leichnam des Bruders, auf seinen Armen die weinende, mit wütendem Sträuben gegen ihn ringende Malwina." — — — „Einzeln lagen hier die erstarrten Tropfen seines eigenen Blutes. Zusammengeschrumpft war das Gesicht, die Nase ragte dürr hervor, die Augen hingen an einzelnen starren Fasern weit aus den Höhlen hervor, der blaue Mund lag aufgespreizt da, und die weissen Zähne blinkten weit aus ihm hervor."

Arnold lieferte 1802 ebenfalls als „wahrhaftes Gegenstück zum Rinaldo Rinaldini“ den Roman: „Der berühmte Räuberhauptmann Schinderhannes, Bückler genannt“. (Noch 1831 erschienen: „Gaunerstreiche, Grausamkeiten und Mordthaten des furchtbaren Räuberhauptmanns Bückler und seiner Genossen.“ Vgl. auch: G. Berthold: Joh. Bückler, genannt Schinderhannes, und seine Gesellen. Charaktergemälde aus dem Anfang des 19. Jahrh. Löbau o. J.) Auch „aus den Papieren der Giftmischerin Ursinus“ zog er einen „wahren Roman“ (vgl. auch die Bekenntnisse einer Giftmischerin von Ferd. Friedr. Buchholtz 1803, sowie die Denkwürdigkeiten der Gifmischerin Marie Capelle, Wittwe Lafarge. Leipzig 1841), in dem er die Ausübung des Lasters einer unvermeidlichen Notwendigkeit zuschreibt und fürchterliche Gräuel- und Wollustscenen in ekelhafter Nacktheit schildert, und 1805 erschien von ihm: Der schwarze Jonas, Kapuziner, Räuber und Mordbrenner. Ein Blutgemälde aus der furchtbaren Genossenschaft des berüchtigten Schinderhannes. Aus seinem Inquisitionsprotokoll gezogen“.

Bornschein war es, der sich der Geschichte des berüchtigten Hundssattlers bemächtigte und sie als einen Beitrag zur Gallerie menschlicher Teufel viermal auflegte (noch 1837), nachdem er schon einen Wildschützenhauptmann Kaspar nebst seiner Bande verherrlicht hatte, die keine Räuber sein wollen und doch die Landstrassen unsicher machen, Schlösser anstecken und Kinder rauben, einen gestohlenen Prinzen erziehen und zum Hauptmann erheben, in eine Menge Liebeshändel verflechten und endlich wieder dem Thron ausliefern.

Eine Braunschweigische Grösse auf dem Gebiete des Räuberromans, Gottlieb Bertrand, Kaufmannsdiener, Schauspieler, Privatlehrer und zuletzt Uhrmacher, behandelte „Nickel List, den furchtbaren Abenteurer, genannt von der Mosel“ 1804. Dieser „Erzdieb“, Kirchenräuber und Mörder Nikol List war ein aus Waldenburg stammender Hochstapler, der gegen Ende des 17. Jahrhunderts im Dorfe Beutha bei Hartenstein lebte und, wie es in einem damals erschienenen Buche mit seinem Bilde heisst, „der bald ein'n Wirth aus sich, bald einen Gast kunt machen; itzt war er Cavallier, itzt Artzt, itzt Jäger, und so verstellt bald Dieb, bald Spitzbub, bald Todtschläger“. 1699 ward er in Zelle hingerichtet, die Erinnerung an ihn, den

„schwarzen List“ lebt in der ganzen Gegend zwischen der Chemnitz und Mulde noch heute ebenso fort, wie die an den Raubschützen Karl Stülpner, der noch zu Anfang dieses Jahrhunderts sein Wesen im Erzgebirge trieb, ein Schrecken zwar der Forstleute, mit dem gemeinen Mann aber gut Freund und bei ihm wohlgelitten, ja als Held betrachtet. Mir ist allerdings kein Roman bekannt geworden, in dem sein Heldenleben dargestellt würde, doch erinnere ich mich, ihn auf Theaterzetteln von sog. Schmieren als Hauptheldeu gefunden zu haben. Er war ein Feind der gewöhnlichen Räuber und Spitzbuben wie der Marodeure und Kosaken, die seinen Geburtsort Scharfenstein bedrängten, und starb daselbst in hohem Alter. (Vgl. Straumer: Allerlei aus dem Erzgebirge. Annaberg 1892, S. 131—142; daselbst S. 70 ff. auch über Nikol List.) In der Oberlausitz war ein berühmter Anführer einer Räuberbande Johann Karraseck, der „nach dem Salleneuveschen Wachsfiguren-Kabinett“ 1805 geschildert wurde.

Auch der ehemalige Chevauxlegeroffizier v. Train, der in den Jahren 1831—36 als Räuberbiograph blühte, ging 1834 in den Anfang des 18. Jahrhunderts zurück, wo Lips Tullian ein berühmter Verbrecher war. Gleich nach seiner Hinrichtung wurden seine und seiner „Complicen Leben und Uebelthaten“ in 2 Quartbänden behandelt, die auch Bilder von ihm, dem Hinrichtungsplatz u. s. w. enthielten, Dresden 1716. Mit ihm hatte es Gellerts „Hund“ zu thun gehabt, und sein Leben wurde noch einmal „romantisch geschildert“ von Ernst Frei, Neusalz 1754.

Hundert Jahre unterhielt man sich schon mit Anekdoten aus dem Leben des weltberüchtigten Gauners Louis Dominique Cartouche (Uebers. eines Pariser Werkes o. O. 1722); 1800 erschienen in Mühlheim „seine Abentheuer, Liebschaften und Kniffe, von Jeremias Lustig, weiland Spiessgesellen dieser noblen Kompagnie“: da jagt eine Diebesgeschichte die andere, die gewagtesten Betrügereien wechseln ab mit wollüstigen Bildern. Glück in der Liebe ist die Haupteigenschaft der grossen Gauner. Der Magdeburger Heinrich Ludwig Lehmann vermied es 1809 geflissentlich, in dem Lustgärtner und Räuberhauptmann Theodor Unger, genannt der grosse Karl, der nicht weniger als drei Biographen fand, den Räuber zu schildern: den Frauen und

Mädchen zu Gefallen, die den Verbrecher selbst im Gefängnis aufsuchten, ihn trösteten, beweinten, mit Leckerbissen beschenkten, sich zum Andenken eine Locke ausbaten und dem Schauspiel seiner Hinrichtung beiwohnten, wohl gar ein Fenster mit einem Friedrichsd'or bezahlten, um seinen Kopf vom Schaffot fallen zu sehen, diesen Vertreterinnen des zarten Geschlechts zu Gefallen schreibt er das romantische Leben Ungers, das heisst die Geschichte seiner Liebschaften, durch die er zum Verbrecher wurde (eigentlich machte ihn eine Austernpastete dazu, deren Recept genau mitgeteilt wird) und aus denen sich die Vorliebe des schönen Geschlechts für den Galgenvogel erkläre. Der Ton des Buches ist stellenweise höchst geziert und süsslich; auf den grössten Aufwand von Empfindung folgen aber Stellen wie: Sein Herz war kalt wie eine Hundsschnauze; er schnitt ein Gesicht, wie ein Wärwolf; aus den Augen flogen gelbe Wespen auf den Wirt, gerade Linien fuhren auf seiner Stirn wie elektrische Spiesse auf u. s. w.

Noch sei erwähnt die Biographie des doppelten Meuchelmörders Peter Joseph Schäffer, Pfarrers in Sennheim und Uffholz im Elsass, nachher in Köln, welche nebst seinem wohlgetroffenen Portrait 1804 zu Köln erschien mit dem Anspruch, „aus mancher Hand einen grauenvollen Ritter- und Räuberroman zu verdrängen" — als ob das nicht hiesse, den Teufel mit Beelzebub austreiben. Den ersten Teil hatte angeblich Schäffer selbst geschrieben und die Handschrift dem Gefängniswärter geschenkt. Aus authentischen Quellen sollte auch die Geschichte des Antonio Gargiulo, genannt Fra Diabolo, Banditenhauptmanns und Heerführers der Kalabresen stammen, die 1803, 1821 und 1823 erschien, womit aus neuester Zeit zu verzeichnen ist der Roman eines geborenen Verbrechers, Selbstbiographie des Strafgefangenen Antonino M. mit einem psychischen Gutachten des Prof. S. Venturini, hrsg. von A. G. Bianchi, übers. bei Fried & Co. in Berlin 1893). Das sind die Ausläufer der Gattung, die dereinst an Stelle des Epos getreten war.

Soweit war es mit dem Roman gekommen, der eine so reiche Entwicklung hinter sich hatte, an der die grössten Dichter unseres Volkes beteiligt waren. So wussten gewissenlose Schriftsteller und Buchhändler die grosse Masse mit aufregenden Stoffen zu kitzeln, und was die Wirklichkeit nicht

bot, wurde erfunden. Man sieht aber, welchen Weg die Sache gehen musste: allmälig wurde die Ware, mit der die Verleger auf der Messe erschienen, immer schlechter, die Erfindung wurde immer roher und krasser, die Gegenstände immer unfeiner. Man gefiel sich in einem Aufeinanderhäufen der Schauerlichkeiten, wie man sich im älteren Ritterroman in Häufung der Abenteuer gefallen hatte. Die Verfasser wurden mehr und mehr zu Handarbeitern, die sich mit Erfindung, Anordnung und Ausführung nicht die geringste Mühe gaben, sondern möglichst rasch ein Werk auf das andere folgen zu lassen suchten. Es sind überall die nämlichen Bestandteile, die zusammengerührt werden, ohne Rücksicht auf Wahrscheinlichkeit, auch nur in Bezug auf ihre Reihenfolge. Mancher Autor braut aus 99 Romanen einen hundertsten zusammen, wie z. B. der Verfasser der „Abentheuer des Junkers von der Haide" gesteht: „Ich sass an meinem Tische und schrieb mit grossem Eifer. Bisweilen hielt ich einen Augenblick inne, sann nach, dann lief ich auf und ab, setzte mich nieder, nagte meine Feder entzwei, guckte in das Petermännchen oder in die 12 schlafenden Jungfrauen, welche mit andern klassischen Werken dieser Art malerisch vor mir aufgetürmt lagen, und dann fing ich wieder an mit neuem Enthusiasmus und neuer Heiterkeit meiner Finger zu schreiben." (Vf. nennt sich Baldrian Schnurr.) Ein Verfasser sucht den andern an Fülle des Grässlichen zu überbieten, mehr und mehr Handlung greift in einander, der rohe Stoff herrscht in immer höherem Grade. In der sich überstürzenden Hast der Erzählung schwindet auch der leiseste Versuch einer künstlerischen Gestaltung.

Wir haben hier eine Versammlung der unsaubersten literarischen Galgenvögel vor uns, welche um des Gewinnes willen sich an die niedrigsten Triebe ihrer Leser wendeten, welche sich kein Gewissen daraus machten, die „moralische Fresssucht" der Zeit, wie J. Tim. Hermes 1789 sich ausdrückte, mit den verderblichsten Gerichten zu befriedigen. Wenn im Jahre 1791 die Frage „ob die jetzige Modelektüre, die Lektüre der Ritterromane mehr Schaden oder Nutzen nach sich ziehe" im Hinblick auf die empfindsame Literatur mit dem Wunsche beantwortet wird, „dass der Geschmack an ihnen nicht sobald abkommen möge, weil ihre Begebenheiten

wegen der Entfernung der Zeit und der Sitten von den unsrigen die Leidenschaften nicht so erregen können, als Auftritte aus unserem Zeitalter", so kann sich dies Urteil nur auf die bis dahin erschienenen Ritterromane beziehen: die von da ab gedruckten und zumal die Räuber- und Schauerromane müssen als die gefährlichsten Auswüchse am Stamme unseres Schrifttums bezeichnet werden. Selbst wenn von einer weit grösseren Anzahl, als es thatsächlich der Fall war, gesagt werden könnte, dass sie Sittlichkeit und Wohlanstand beobachten und nicht geradezu durch Ausmalung oder doch Berührung grobsinnlicher Vorgänge die Leser gefährden, so bliebe noch immer der Vorwurf bestehen, dass Sittlichkeit und Geschmack durch diese Literatur leiden mussten. Man braucht nicht gerade, wie J. G. Hoche, der Verfasser der „Vertrauten Briefe über die jetzige abentheuerliche Lesesucht und über den Einfluss derselben auf die Verminderung des häuslichen und öffentlichen Glücks. Hannover 1794. Vgl. Allg. D. Bibl. 20, 263 ff., einen Zusammenhang anzunehmen zwischen den Greuel-, Schand- und Schreckensauftritten, die von den Romanschreibern geschildert wurden, und denen, die sich gleichzeitig auf dem Boden der Weltgeschichte abspielten. Man könnte auch wohl eher behaupten, dass die Romane die Revolution hintanhielten: wie wir Deutsche von jeher nur in der Literatur revolutioniert haben, so befriedigten insbesondere die Romane den Unwillen des kleinen Mannes gegen die Höfe, die fürstlichen Räte und Blutsauger. Die Unterdrückten stehen hier im Geiste auf gegen die Gewalt der Grossen, sie leben in einer Art Idealstaat: da werden Raubritter geköpft, Fürsten abgesetzt, Minister gehängt, Mätressen ins Zuchthaus gesteckt, Arme reich gemacht, Geknechtete zu Ehren gebracht, kurz das Oberste zu unterst gekehrt, um die unterdrückte Tugend und Redlichkeit wieder auf die Beine zu bringen und zu zeigen, dass ein Gott im Himmel ist, der sich zu seinen höheren Absichten auch des scheinbar Schlechten bedient. Je massenhafter das alles geschah, um so beliebter war der Roman; aus denen eines Cramer holte sich mancher arme Teufel oft mehr Trost, als aus seinem Gebetbuche: hier fand er, was er fühlt und dachte, zu thun aber sich fürchtete. Die bittere gedrückte Stimmung machte sich in Sturm- und Drang-Tiraden Luft, selbst die mittleren Stände begrüssten in den

Tagen politischer Versunkenheit den polternden Freimut mit Wärme, der sich in den Schriften der Cramer u. s. w. breit machte. Dabei blieb es aber auch, zu einer wirklichen Auflehnung gegen das verrottete Leben an den Höfen, gegen die fürstliche Blutsaugerei, den Beamtendruck kam es nicht. Spiess mochte wohl in seinen „Reisen" bereits manchen wunden Fleck der Gesellschaft berührt haben, mit denen sich die spätere socialistische Literatur so eifrig beschäftigt — dass er aber auf die sociale Bewegung eingewirkt hätte, wird niemand behaupten.

Man braucht auch kein so grosses Gewicht darauf zu legen, dass die Darstellungen von Mord und Totschlag, die schlecht verhüllte Verherrlichung des Gaunertums die Scheu vor dem Verbrechen abgestumpft, ja in manche Seele den Keim zum Verbrechen gelegt haben mag — wie sehr dies möglich ist, sehen wir z. B. an der Schneiderin Swensen, die im November vorigen Jahres in Dresden wegen Betrugs und Totschlags verurteilt wurde. In ihrem Besitze fand sich eine ganze Anzahl von Schundromanen: Amanda die Verstossene, die Marmorbraut, der Barbar aus Liebe, die schöne Büsserin, der Scharfrichter von Berlin u. s. w., und die von ihr erlogene Geschichte von ihrer Verheiratung mit dem Russen Ramiro hatte grosse Aehnlichkeit mit einem dieser Romane, in dem ein gewisser Ramiro eine Rolle spielt. So stand auch der Hamburger Mädchenmörder Bejeuhr unter dem Einfluss von Schund- und Schauerromanen, die er begierig verschlang und die seine Begier krankhaft erhitzten.

Auch abgesehen von solchen Einwirkungen der Romanlektüre auf das Leben einzelner Leser ist das Unheil nicht zu berechnen, dass sie anstiftete in den niederen kleinbürgerlichen Kreisen, wie unter den höheren, sog. gebildeten Ständen, bei den jungen und alten Lesern und Leserinnen. Diese „schöne Literatur" wurde mehr und mehr zu einem Krebsschaden des deutschen Volkes. Bei ihnen konnte Verstand und Herz nichts gewinnen, der Geist musste verwildern, statt veredelt zu werden. Diese Romantik, die ihr Wesen gerade zu der Zeit am schamlosesten trieb, wo die deutsche Literatur in ihren ersten Vertretern sich zur höchsten bisher erreichten Blüte entwickelte, musste den Geschmack für das Bessere abstumpfen, den Segen,

den unsere klassische Dichtung schaffen sollte, verringern, ja aufheben. Zu dieser Einsicht kam schon 1794 Hoche, der von den Rittermärchen sagt, dass sie weder zur Belehrung noch zur Unterhaltung, noch zur Bildung des Geschmacks dienen, dass alles in grober sinnlicher Vorstellung und Beschäftigung der Einbildungskraft besteht und dass sie als Werke der Kunst gar keinen Wert besitzen. Die Kritiker eifern ohne Schonung, oft mit beissendem Spotte gegen den Unfug der Ritter, Geister und Räuber auf dem Parnass, so der mutige Beurteiler Cramers in der Allg. deutschen Bibliothek: „Ist es nicht traurig, dass man sichs nicht verhehlen kann: Schriftsteller, die dergleichen Zeug schreiben, sind jetzt die Götzen, vor denen das Publikum niederfällt?“ (28, 125 ff., vgl. auch 168) und ein andrer: „Welch eine Schande für unsere Literatur und den deutschen Geschmack, dass dergleichen Waare in so ungeheurer Menge Abgang findet?“ (29, 520). Wir haben aber schon gesehen, mit welcher Anmassung und Selbstzufriedenheit ein Cramer die Kritik verlachte, die keiner seiner Leser las oder doch nicht beachtete. 1802 klagt ein Recensent (66, 395): „Der Geschmack an solchen Romanen dauert bei allem Widerspruch der Kritik noch immer fort!“ und findet die Ursache sehr richtig darin, dass die Helden dieser Geschichten als ganz ausserordentliche Menschen geschildert werden und dass sie eine gewisse Unzufriedenheit mit den Menschen und Zuständen der Gegenwart unterhalten.

Um dieser Gattung entgegenzuwirken, legten sich berufene und noch mehr unberufene Schriftsteller auf die Herausgabe von Volksschriften, die den Bedürfnissen des kleinen Mannes entgegenkamen, anziehende Ereignisse der Geschichte und Zustände des Mittelalters darstellten. Es erscheinen Galerien merkwürdiger Frauenzimmer (Göttingen 1794—98), denkwürdige Scenen aus der Welt- und Menschengeschichte (Berlin 1795), Legenden aus der Geschichte des Mittelalters und der neueren Zeiten (Leipzig 1796), Romantische Biographien aus dem mittleren Zeitalter (Frankfurt 1797), der Adel der Menschheit in biographischen Schilderungen (von G. F. Palm 1798), Edle Charakterzüge, schöne und grosse Handlungen, wichtige Anekdoten, Scenen und letzte Worte berühmter Männer (von L. F. Schulz Wien 1804) — alle mit dem ausgesprochenen Zwecke, das

Heer der Ritter- und Räuberromane zurückzudrängen. Auch Hagemeister bezweckte dies mit seiner Uebersetzung von Vertots Geschichte der Schwedischen Revolutionen (unter dem Titel: Gustav Wasa 1802). Andere wieder, wie Sam. Chr. Wagener gingen dem Geisterunfug zu Leibe durch „Kurze Erzählungen aus dem Reiche der Wahrheit“ (Berlin 1797—1802), in denen er das Unstatthafte und Grundlose des Geisterglaubens aus einzelnen Erfahrungen nachweist. Wieder andere verfassten rührende Mordgeschichten, so H. v. Hippel (Liebe und Eifersucht); man gab Volksjournale heraus, wie den Erzähler, den Volksfreund, die fliegenden Volksblätter zur Verdrängung schädlicher Lesereien; diese Hefte wurden auch einzeln durch Colporteure verbreitet, jedes für 6 Pfg. — kurz um 1800 war die Volksschriftstellerei an der Tagesordnung. „Ob sie indessen so etwas Leichtes ist, als mancher Volksschriftsteller glaubt?“ so fragte schon damals ein Recensent (Neue Allg. D. Bibl. 67, 116 f.) Selbst berufene Volksschriftsteller wie Salzmann, Schmiedtgen u. s. w. erzielten nicht den gewünschten Erfolg, wenigstens wirkten sie nicht nachhaltig genug. Auch das Mittel, mit dem Cervantes den Amadis besiegt hatte, wurde gegen den deutschen Ritterroman vergeblich versucht: die satirische Nachahmung und Uebertreibung der Gattung. So erschien bereits 1794: Ekto von Ardelk und Elika von Bollerhausen, Ritterroman aller Ritterromane, von Eppo Attila, Geschicht- und Geschwindschreiber zu Burg Weissenfels. Köthen 1794. Im Prolog unterhalten sich ein Recensent, ein Papiermüller und der Verfasser A. W. Chr. Fink:

Papiermüller: Aber sagt mir nur Herr Gevatter mein,
Ich weiss nicht mehr wo aus noch ein,
Das ist ein Lermen: hübsch weiss! hübsch fein!
Und die Lumpen sind bei meiner Ehr
So theuer, als wenn schon gedruckt drauf wär.

Verfasser (lachend): Ho glaubs euch wohl! Wird noch auf Erden
Mit den Gänsekielen ebenso werden.

Recensent: Das ist der Unfug der Rittergeschichten,
Der Ausgeburten von hungrigen Wichten.
Das schmiert und erzählt und dramatisirt,
Wo sich ein leerer Magen rührt.

Haben Manche voraus sich engagirt,
Zu schmieren Jahr aus, Jahr ein, wie sichs gebührt.
Und — lieber Gott — wer recensirt,
Und muss nun ex officio lesen!
So toll, beim Styx! ists nie gewesen.
Da mag man schreyen, soviel man will,
Die Herren haben gewonnen Spiel.
Und wers am tollsten machen kann,
Der ist des Publikums lieber Mann.
Mit allem Geschmack ists reine aus,
Verjagt ist die Kunst von Hof und Haus.
Erbarme dich, lieber Herre Gott
Und trag uns aus der Ritternoth.

Verfasser: 's ist doch eine allerliebste Lektür!
Zieh sie auch allen andern für.
Das Hauen und Stechen und Bramarbasiren
Ist hundertmal besser als 's Siegwartisiren.
Nur dauert mich's liebe Publikum,
Dies kommt um Geld und Zeit herum.
Drum les' auch einer Jahr aus Jahr ein,
Kriegt wahrlich nicht alles, was raus kommt, nein.
Muss alles hundertmal lesen, kaufen,
Wissens Kindlein immer anders zu taufen.
Aus zween wird immer der dritte gemacht
Und immer gelesen, gekauft und belacht.
Hab drum, mein lieber Gevatter und Freund,
'n Rath, der ist wohl gut gemeint.
Wollt dem lieben Publikum
Alles fein geben im Kompendium.
Was tolles ein Ritter je gethan,
Das sollt in meinem Büchel stahn,
Was tolles ein Ritterscribent geschrieben,
Das trag ich wörtlich hinein nach Belieben.
Von Brennen und Hauen und grässlichem Morden,
Von heimlichen Richtern und schrecklichen Orden,
Von Nothzucht, Verführung, unsinnigem Saufen,
Wallfahrten und Fehden, unbändigem Raufen,
Von Mönchen und teuflischer Pfafferey,
Geb ich ein lebendiges Konterfey,

In allerley Sprach, der neuen und alten,
Trotz einer der besten Bajatzo-Gestalten.
Damit es aber auf dieser Erden
Das erst' und nützlichste Buch mag werden,
So mach ich's so kraus, so bunt und toll,
Als keiner je es wieder schreiben soll.
Zwar mancherley spuket in mancherley Köpfen,
Mancherley brodelt in mancherley Töpfen,
Doch spuke und brodle du hin und her,
Bringst doch nichts Neues zu Markte mehr.

Papiermüller: Schlagt ein, Herr Gevatter an solchem Buch,
Hätte man traun sein Lebenlang genug.
Statt hundert und funfzig Ritterbänden
Hätte man euer Büchel in Händen.
Dächt einer was Neues aufzuhaschen,
Man hätt' es schon toller in seinen Taschen.
Das wär' ein kompendiöses Ding,
Rasch dran, Herr Gevatter, und schreibet flink.

Recensent: Kann euch auch zur Idee behülflich seyn,
Und mancherley Unsinn und Unfug leihn.
Wäre das Ding so übel nicht
Und könnten manchem Autorwicht
Zu aller wahren Christen Freuden
Ein wenig die Skribeley verleiden.

Und der Verfasser hat ehrlich und redlich Wort gehalten: Alles, was sich Tolles und Unsinniges aus dem Heere der Ritterromane zusammenstoppeln und ausdenken lässt, ist hier zusammengefügt und zum Ritterroman aller Ritterromane in dramatische Form zusammengeknetet. Da sind 33 namentlich aufgeführte Ritter, ein Frei- und Vehmgericht nebst Freischöffen, Rufern nnd Beisitzern, ein Kaiser und eine Kaiserin, Hoffräulein, Aebte, Aebtissinnen, Priore, Mönche, Nonnen, Knappen, Reisige, Räuber, Waldbrüder, Zigeuner, Zeichendeuter, Wirte, Ausrufer, Vagabunden, Meistersänger, Marktschreier, Schauspieler und Sänger, Hauspfaffen, Schirmvögte, Pförtner, Kellner und ähnliches Volk ohne Zahl; da gibts Raub, Mord, Brand, Notzucht, Rüdengebell, Wolfsgeheul, Hufschlag und Pferdewiehern, Humpen und Niersteiner im Ueberfluss. Für

100 Fässer Wein verhandelt ein Ritter seine Tochter, und ein Kaiser schenkt auf ein Mal zehnmalhunderttausend Fässer vom auserlesensten an einen Ritter. Da ists kein Wunder, dass Menschen und Pferde sich sogar im Weine baden.

Ein anderer Verfasser hält sich vollends an Cervantes, indem er einen jungen Edelmann durch die Lektüre von Ritterromanen auf den Einfall kommen lässt, das Ritterwesen, die deutsche Mannheit, die alte deutsche Kraftsprache wirklich im Leben wiederherzustellen. Kühnemund von Thoreneck (Berlin 1795. 2 Bde. 296 u. 338 S. 1 Thlr. 16 Gr.) baut eine alte verfallene Familienburg wieder auf, sucht die alte Rüstung hervor, hält Turniere in blechernen Harnischen u. s. w. Aber freilich blieb der Mann weit hinter seinem Vorbild zurück.

Um 1797 entwarf Tieck einen kecken Plan zu einem satirischen Feldzuge gegen die Seuche: das Publikum sollte auf die Probe gestellt werden durch ein Werk, das die Albernheiten von Zschokkes Kuno von Kyburg u. s. w. (s. o. S. 75) noch überbieten sollte. Er, seine Schwester und sein Freund Bernhardi begannen ohne einen gemeinsamen Plan darauf loszuschreiben, später sollten die Teile zusammengefügt und ein Zusammenhang hineingebracht werden. Tieck suchte durch eine Reihe von Uebertreibungen die vermeintliche Heldengrösse jener prahlerischen Klopfgeister in ihrer ganzen Lächerlichkeit zu zeigen. Der Held sitzt eingekerkert in einem Turme. Sein Freund klettert daran hinauf, und da er kein Werkzeug bei sich führt, zerbeisst er mit seinen gewaltigen Zähnen das eiserne Gitterwerk an dem Fenster und entführt den Gefangenen. Schon hatte sich der Verleger bereit erklärt, die Fortsetzung des beliebten Romans zu übernehmen, als ihm noch zeitig genug der Mutwille, der dahintersteckte, von Bernhardi verraten wurde, und nun unterblieb die ganze Sache. „Kuno von Kyburg" dagegen ward 1800 neu bearbeitet und vollendet von H. H. und 1836 wiederum von F. W. v. Hoven als ein Werk, das den Stempel der Genialität an sich trage, vgl. Gersdorfs Repertorium 10, 214.

Wenig wirkliche Laune zeigen folgende beiden Werke: Junker Kurt von Krötensteins geheimnissreiche und verliebte Heldenfahrt. Ein Spiegel für Ritter- und Geisterromane, herausgegeben von Benedict Le Gaillard. Ronneburg 1800. 2 Bde.

386 u. 467 S. 2 Thlr. 12 Gr. und: Leben und Thaten des geistreichen, belesenen, edlen Fräuleins Karfunkelstein von Ofenloch. Erlangen 1801. In letzterem Buche ist ein weiblicher Don Quixote auf deutschem Grund und Boden dargestellt.

In dem sonderbaren, aber doch in seiner Satire nicht unglücklichen Werke: Romanus Kernbeisser, eine Geschichte, in welcher Menschen handeln. Halle, Hendel 1801, ist ein von fruchtbarem Witz zeugender Brief des Ludimagister Elias Hunger enthalten, worin dieser Nachricht von einem Ritter- und Geisterroman gibt, den er, um seine Finanzen in Ordnung zu bringen, unter der Feder habe, und von dessen Inhalte er seinem Korrespondenten Einiges mitteilt. Es heisst da: „Schon das macht die Geschichte ebenso merkwürdig als schauerlich, dass sie sich noch so ein 500 bis 1000 Jahr vor den Zeiten der Urwelt zuträgt. Da die Herren Historiker bis jetzt diese stockpechfinsteren Zeiten noch nicht mit der Fackel der Kritik gehörig erhellt haben, so bekömmt meine ganze Dichtung dadurch eine desto grössere Wahrscheinlichkeit und eine unglaubliche Täuschung. Die geheime Gesellschaft der „Bluthunde", aus deren zerrissenen Papieren diese Geschichte, laut ihres Titels genommen ist, ist die abscheulichste Rotte von Bösewichtern, die je die Welt gesehen — was sage ich! Die geheime Verbindung derselben erstreckt sich sogar bis in den Mond, in den Saturn und Uranus. Der Grossmeister ist ein Kerl, gegen welchen der leidige Satan ein recht guter Mensch ist, und seine Gewalt ist um so furchtbarer, da er stets unsichtbar wirkt. Der Zweck dieser geheimen Gesellschaft ist, allen ehrlichen Leuten unvermerkt im eigentlichen Sinne des Wortes das Blut auszusaugen und dadurch eine zweite Sündfluth anzurichten, in welcher die ganze Menschheit wie eine Fliege im Bierkruge ertrinken soll. Aber dahin lässt es der Held dieses Romans nicht kommen. Denn dieser Blitz und Donner von Teufelsdreck ist in der That ein verteufelter Kerl, ein Rittersmann, gegen den der rasende Roland ein wahrer Hasenfuss ist. Unter andern nimmt er es einmal mit einer ganzen Armee von Riesen, davon der kleinste noch einmal so gross als der Strassburger Münster ist, mutterseelenallein auf. Seine Geliebte, die schöne Brigitta Höllenpfuhl von Höllenzwang, die beiläufig gesagt mit des Teufels Grossmutter Geschwisterkind ist, wird nur allein im ersten Theil des Werks

dreimal entführt, fünfmal in einen grässlichen Kerker geworfen, einmal sammt einem dicken Turm in die Luft gesprengt und sechs mal von Pfaffen genotzüchtigt; ohnerachtet dessen bleibt sie die keuscheste Jungfrau, welche nach der Madonna die Welt gesehen hat. An Pfaffen ist kein Mangel. Ich habe eine ganze Provinz damit bevölkert, in welcher keine lebendige Seele als lauter Aebte, Mönche und Nonnen anzutreffen sind. Sie können denken, was es darunter für Erzschelme gibt, und was ich sie für Kabalen spielen lasse. Auch werden Sie leicht errathen, dass meine Ritter und Pfaffen einen guten Humpen Wein austrinken. Mein Held allein braucht täglich zum Frühstück ohngefähr soviel, als im Heidelberger Fasse Platz hat u. s. w." Schade, dass dieser Roman nicht zur Ausführung kam!

Auch der Räuberroman musste den Satirikern herhalten. In dem komischen Roman „Magister Skriblerus" Leipzig 1803 hat der Held, der Sohn eines als Dorfschulmeister „zur Ruhe gesetzten" Schafhirten grossen Erfolg mit einem dreibändigen Banditenroman Pamphilino Pamphilini: ausser einem Sonntagsfreitische beim Verleger brachte er ihm baare 100 Thaler ein, und als er, auf der Flucht aus einer unglücklichen Ehe, einem Zigeunerhaufen in die Hände fällt, rettet er sich aus ihren Klauen durch seinen berühmten Roman: dem Verfasser des Pamphilino erweisen die Zigeuner die schuldige Ehrfurcht.

So erfreulich auch diese der Reaktion gegen die Ritter- und Räuberseuche entsprossenen Schriften im Einzelnen sind: sie waren im Ganzen jedenfalls zu hoch für das Leservolk, und ihre Erfolglosigkeit erweist sich am einfachsten aus der Thatsache, dass ich in den beiden Abschnitten, die Goedekes Grundriss dem Ritter- und Räuberromane widmet, vor den Freiheitskriegen 260, nach ihnen 620 solche Werke aufführen konnte, ohne den Stoff zu erschöpfen, und dass eine Leipziger Leihbibliothek in ihrem Verzeichnis von 1836 unter 6100 Romanen schlecht gezählt 1700 Ritter- und Räuberromane enthält. Am Ende des vorigen Jahrhunderts arbeiteten 267 lebende Schriftsteller, darunter die grössten Vielschreiber in diesem Weinberge.

Die grösste Verantwortung fällt freilich auf die Verleger solcher Romane, die umsichtig für die Stillung des Romanhungers sorgten und für eine oft klägliche Bezahlung immer

Schreiberseelen fanden, die auf ihre gewissenlosen Absichten eingingen, wenn sie nicht selbst das Geschäft zu besorgen verstanden. Manche Grösse auf dem Gebiete der Schundromane mag ja ein sorgenfreieres Dasein gehabt haben als unser Schiller, bei vielen Literaten aber war das äussere Leben kläglich genug bestellt, sie drängten sich daher zu den Brotgebern. Mancher gesteht offen ein oder hätte es, nach der ganzen Art seines Werkes gestehen können, dass sein Buch die Frucht von nur dann und wann ergeizten Nebenstunden sei, die er nach 8—10stündiger Berufsarbeit nicht ohne Rücksicht auf Honorar verwenden dürfe. Ja, der Verfasser von Ludwig VI. Graf von Gleichen, Leipzig 1802, erklärt in der Vorrede: „Mein hohler Magen, mein kaltes Zimmer, mein zerrissener Rock, die unbezahlten Schneider- und Schusterrechnungen, die gerade neben dem Manuskript liegen, mahnten mich zur Herausgabe an.“ Dann versichert er, dass er bereits sein Honorarium beim Verleger baar zugezählt erhalten habe.

Die berühmtesten Verleger sind Severin in Weissenfels, Langbein in Arnstadt und Rudolstadt, für den Cramer hauptsächlich schrieb, Hennings in Erfurt, Kollmann in Leipzig, Vollmer in Hamburg; in den zwanziger Jahren legten sich besonders Gottfried Basse in Quedlinburg und Friedrich Fürst[1]) in Nordhausen auf diesen nicht unvorteilhaften Geschäftszweig. Aus Thüringen und Sachsen, der Heimat der Reformation, waren die Klassiker der Schauerromantik entsprossen, hier fanden sich auch die tüchtigsten Geschäftsunternehmer dafür, die dann ihrerseits wieder die geeigneten Talente zu wecken und an sich zu fesseln wussten. Merkwürdigerweise sind es in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts viele evangelische Landpastoren der Provinz Sachsen, die für diese Fabriken arbeiten. So schrieb Heinrich August Müller, 1797—1833 Landprediger in der Gegend von Magdeburg über 60 Stück für die Verleger in Hamburg und Quedlinburg, sein Amtsbruder zu Elzdorf in der Provinz Sachsen, Carl Hildebrandt, für Vollmer 50, ausserdem aber noch etwa 20 Romane; der Halberstädter Kriminalrat Nicolai lieferte u. a. zwei Dutzend Werke für Basse, der übrigens selbst

---

[1]) Le prince de Nordhouse avec son cortège de brigands nannte ihn ein in Deutschland reisender Franzose aus komischem Missverständnis.

ein Räuber-, Diebs- und Gauner-Archiv herausgab. Unter dem Namen des Braunschweiger Bürgerschullehrers August Leibrock veröffentlichte Kollmann in Leipzig 51 meist zweibändige Romane. Umgekehrt lieh der Braunschweiger Buchhändler Niedmann seinen Namen einer ziemlichen Zahl von Romanen, die der Sohn des Staatsrechtslehrers Häberlin nach einer wegen Unterschlagung verbüssten Gefängnisstrafe seit 1826 lieferte. Unter dem Namen Niedtmann, Niemann, Mandien, Belani verfasste Häberlin bis 1850 gegen 50 Romane für andere Verleger. Wie er, so schämten sich auch manche andere derartige Soldschreiber ihres Gewerbes und schrieben unter Decknamen. So verbarg sich anfänglich auch der Verfasser des Abällino hinter den Buchstaben M. J. R.; auch der Lehrer Tiecks setzte nicht seinen eigenen Namen unter die Titel: „Ritter, Pfaffen und Geister"; „Die eiserne Maske" u. s. w. Andere Schriftsteller bedienten sich mehrerer Decknamen wegen ihrer Fruchtbarkeit: der Wiener Theaterdichter Josef Alois Gleich, der Schwiegervater Raimunds, schrieb von 1800—1840 für den betriebsamen Dirnböck in Wien 76 Schauerromane nach Art von Spiess: da war es wohl nötig, durch Namen wie Dellarosa, Walden, Blum, die Vorstellung zu erwecken, die Leser hätten ein neues Genie vor sich.

Wenn aber Arnold 1802 den Namen des grossen Räuberhauptmanns Karl Moor als Decknamen verwandte, so that er es offenbar, um damit Leser anzulocken, die durch den blossen Namen Moor sich in Spannung versetzen liessen. Bei den meisten dieser Erzeugnisse mussten ja die Titelblätter als Aushängeschild dienen: sorgte der Verfasser für einen abenteuerlichen, unheimlichen Titel, so konnte es ihm nicht fehlen, das Buch verkaufte sich schon dadurch, wie jetzt Cigarren und Seifen mit auffallenden Namen. Diese Titel sind selten einfach wie „Urach der Wilde", meist doppelt: Brömser von Rüdesheim oder die Totenmahnung; der Bandit in Rom oder die schreckliche Verwechslung (3 Thlr. 4 Gr.), oder gar dreifach wie das achtbändige Werk: Amerikas Kinder der Hölle oder die finsteren Geister Europas oder Kampf um Menschenrechte. So werden die Hauptabschnitte des Inhalts lockend bezeichnet, und wie der Ausrufer vor der Folterkammer die Besucher der Vogelwiese mit dem Programm des Schrecklichen kirrt, das sie drinnen erwartet, so sollen auch die Romantitel die Phan-

tasie erregen und den Lesetrieb reizen. Ein Titel wie: „Das Totenhemd in der Schauergruft und die blutige Nonne am Rabenstein“ wirkte unwiderstehlich, an sich schon berückend. Sehr oft freilich sah sich der Leser trotz aller Geister auf dem Titel durch Irrwische getäuscht. So bietet „Der Nachtwächter oder das Nachtlager der Geister bei Saatz in Böhmen, eine fürchterliche Sage aus den Zeiten des grauen Zauberalters“, von Pabst, Prag 1798 gar nichts so Furchtbares, nur einige in altfränkischem Tone erzählte Sagen Böhmens. Von einem andern Lockmittel sprach ich schon: der Verfasser bezeichnete sich als den eines andern bereits bekannten Werkes oder doch sein jetziges als ein Seitenstück zu einem früheren, sehr oft auch dem eines andern Verfassers. Vulpius bezeichnet sich meist als Verfasser des Rinaldo. Auch Titelkupfer und Bilder dienen als Reizmittel, so schlecht sie auch oft ausgeführt sind. Auf dem Titelblatte von Zschokkes Kuno von Kyburg sieht man z. B. drei Personen dargestellt, die an Krämpfen zu leiden scheinen. In scharfer Ausführung dagegen zeigt ein anderes Titelkupfer einen dickleibigen Pfaffen, wie er mit lüsternem Auge in ein halboffenes Gemach blickt, in dem ein junges Mädchen schläft. Auf einem Bilde ist eine zusammenstürzende Brücke dargestellt, unter der ein Knäuel Menschen mit dem Tode ringt. Darunter steht: „Mit dem rechten Arme hielt er das Mädchen fest umschlungen.“

An der Verwendung solcher Reizmittel erkennt man aber schon, dass die Verfasser ihren Erzeugnissen nicht allzu viel Zugkraft zutrauten, oder es ist zu schliessen, dass die Anziehungskraft der ganzen Gattung nachgelassen hatte. Letzteres ist in der That auch der Fall. Etwa seit der Zeit der Freiheitskriege macht die Schauerromantik keinen Anspruch mehr, mit geharnischter Vorrede sich vor den Schranken der Kunstrichter sehen zu lassen, sie wandten sich nicht mehr auf den Titeln an die „gebildeteren Romanleser“ (so Biographische Bruchstücke oder treue Gemälde der Vorzeit für gebildetere Romanleser von X. Y. Z. Hirschberg 1797), die sogenannten Gebildeten wandten sich mehr und mehr von solchen Erzeugnissen ab, die von Blut trieften. 1808 malt sich Spir. Asper (= Friedrich Hempel) in seinen Nachtgedanken 1,13 mit Schaudern die Möglichkeit aus, Bücher zu essen:

Die ungezählten armen Ritter
Gebacken in Verlegerfett
Und Autor-Hungergluth — sie schmecken fad und bitter
Und taugen nicht zum stattlichen Banket;
Auch wildes Räuberfleisch mit Sturm und Ungewitter,
Mord, Brand und Nothzucht, Gift, Stilet,
Ruinen, Kerkerluft und Nonnenklostergitter —
Fort, fort, mit solchem Garkochs-Quodlibet!

Es wäre auch das allertraurigste Zeichen, wenn die grosse Bewegung der Freiheitskriege noch immer die Neigung für die Schauergeschichte neben sich hätte bestehen lassen. Die Stürme von 1813 reinigten die Luft von manchem Gährungsstoff. Nach den Kriegen ward die feinere Lesewelt von Schriftstellern wie Clauren und den drei Dresdnern Schilling, Schulze (Laun) und Engelhard (Rich. Roos) in Anspruch genommen, freilich auch von einem so lüsternen wie Julius von Voss, der sich besonders auf die Schilderung der verrotteten Zustände in der preussischen Armee verstand, und in den vierziger Jahren trat an die Stelle der rohen Schauerromantik die mit viel feinerem Gifte geschwängerte Romantik der Franzosen Paul de Kock, Eugène Sue und Dumas. Währenddem aber erquickten sich die unteren Schichten immer noch an den Mord- und Greuel-Geschichten der Schauerromane, mit Entzücken wurden diese Süssigkeiten besonders auf den Wachtsuben und Bedientenkammern genossen, und wie Tertianer noch 1826 die Cramer und Spiess auf sich wirken liessen schildert uns W. Hauff in jener köstlichen Scene seiner Memoiren des Satan, wo er den Baron Garnmacher in der Hölle seine Lieblingslektüre beschreiben lässt. Noch 1836 begeisterte Ritter Feige von Bomsen den sächsischen Vielschreiber E. Dietrich zu einem besonderen Werke (vgl. Gersdorfs Repertorium 7, 74f.) So mancher Meister findet wohl vom Wirtshaus heimkehrend in der Kammer des Lehrjungen noch Licht und diesen selbst lesend: Odrufall oder der Kampf in schrecklichen Nächten — das kann dann selbst einen Kampf veranlassen. Doch soll nicht behauptet werden, dass nicht auch jetzt noch manche feine Hand jene zerlesenen und schmutzigen Bände der Leihbibliothek berührte, in denen auch bloss zu blättern nur nach Ueberwindung eines physischen

Widerwillens möglich ist. Können doch heute selbst die frömmsten und steifleinensten Zeitungen nicht umhin, ihre vornehmen und würdigen Leser und Leserinnen mit Geschichtchen von abgefeimten Gaunern zu erfreuen. Die Inhaber der Leihbibliotheken wissen ganz genau, wer noch heute Ritter- und Räuberromane liest. Sie machen einen hauptsächlichen Bestandteil namentlich der älteren Anstalten dieser Art aus, und ein Besitzer solcher Schätze versicherte: „Diese Sachen werden am meisten gelesen und rasch gewechselt und bringen viel ein."

So haben diese Denkmäler deutscher Sprache nicht nur ihre Zeit mächtig bewegt, sondern auch bis auf unser Geschlecht sich vererbt, wenn auch nur auf niedere Kreise. Für die höheren sind sie längst historisch geworden. Wie diese macht auch die Literaturgeschichte bis auf Koberstein und Goedeke sich nichts mit ihnen zu schaffen. Es ist ja nicht zu verlangen, dass sie dieser wüsten Gattung einen bedeutenden Raum bewillige, aber vollständig ausser acht gelassen darf sie von ihr nicht werden. Die Schauerromantik — als solche ist sie im Gegensatz zur reinen Romantik zu bezeichnen[1]) — ist für die Bildungsgeschichte unseres Volkes, besonders für die wunderliche Mischung von Barbarei und höchster Bildung um die Wende des 18. Jahrhunderts in hohem Grade bezeichnend, sie steht mit hervorragenden Werken unserer grossen Dichter in genauer Verbindung, und die von ihr verursachten Schäden und Geschmacksverwüstungen haben noch keineswegs aufgehört, im Stillen fortzuwuchern. Da ist vornehmes Aburteilen ebenso wenig am Platze, wie polizeiliches oder gesetzgeberisches Eingreifen. Letzterem müsste man auch noch aus andern

[1]) Das Wesen des Romantischen bestimmt ein Kritiker 1804 (Neue Allg. D. Bibl. 93, 349) folgendermassen: „Romantik ist die magische Beleuchtung, welche die Wirklichkeit ihrer prosaischen Natur, d. h. Alltagsnatur entkleidet, Begebenheit und Charakter wie aus einer höheren Welt hervorspringen lässt und das Gemälde aus dem Leben zu einem schönen Phantasiebilde erhebt." 94, 497 fügt er hinzu: „Es irrt, wer das Romantische in Schauer- und Grausgeschichten, in widernatürlichen und die Menschheit infamirenden Charakteren, in einer auf Stelzen daherschreitenden grotesk-phantastischen Darstellung zu finden glaubt ... Nie darf es ihm an Schönheit, Anmut und Würde fehlen, wenn es uns täuschen soll. Es muss weder durch Ungereimtheit unserer Phantasie noch durch empörende Gräuel unsere Theilnahme zurückstossen."

Gründen als der Furcht vor Uebergriffen sich widersetzen, wie es z. B. 1844 die badische Ständeversammlung that gegenüber einer Forderung der Regierung, die auf Entfernung der sitten- und geistverderbenden Romane aus den Leihbibliotheken gerichtet war. Man muss wissen, durch welche Eigenschaften sie ihre ungemeine Wirkung auf das Volk ausübten und noch ausüben, wenn man dieser Romanseuche und damit der Volksverdummung wirksam entgegenarbeiten will; zum mindesten ist in unserer Zeit, die sich mit den socialen Bedürfnissen der untern Schichten zu befassen begonnen hat, die Frage nicht unangemessen, was denn das Volk eigentlich liest, und wenn sich auch die dem Volke mundenden Erzeugnisse der Literatur als an sich unbedeutend und in ästhetischer Beziehung verfehlt darstellen, so ist es doch vom grössten Werte zu erkunden, wie und wodurch das an sich Unbedeutende zu ausserordentlicher Wirkung gelangt. In den Schundromanen, die heute Herumträger auf den Hintertreppen in die Küchen und Kammern ein schmuggeln, die fast ausschliesslich das Lesebedürfnis ländlicher Kreise befriedigen, weht derselbe Geist, wie in den Ritter- und Räuberromanen. Sie verdanken ihr Dasein demselben Hange zum Neuen und Wunderbaren, dem Streben zum Kräftigen und Idealen. Was Horn: Die Poesie und Beredsamkeit der Deutschen 1824, III, 320 über das Ritterschauspiel sagt, passt auch hierher: „Es liegt dabei im Allgemeinen gewiss ein gutes Princip zu Grunde, denn alle Kraft, selbst die rohe, ist interessant; auch dürfte vielleicht bei dem deutschen Publikum eine gewisse Sehnsucht nach vaterländischer Geschichte den Ausschlag gegeben haben."

Ja, auch diesen Büchern und dem tiefen Eindruck, den sie auf die Leser machten, liegt etwas Ideales zu Grunde: die Sehnsucht, aus der Wirklichkeit sich in eine Welt anderer Art zu flüchten. Auch in den Tiefen des Lebens schmachtet der Mensch, wie Dahlmann so schön wie richtig sagt, mitten auf der öden Lebenssteppe heimlich nach einem Trunke Begeisterung. Ob der Quell, aus dem er schöpft, rein ist, darnach fragt er nicht. Der grossen Menge muss jeder geistige Genuss durch die stärksten sinnlichen Beihülfen vermittelt werden. Ihre Phantasie fordert und verträgt in dieser Hinsicht Erstaunliches. Nur die kräftigsten Stoffe zeigen sich wirksam auf Nerven, deren Feinfühligkeit entweder nicht zur Entwicklung kam oder

durch die gedankenlose und handwerksmässige Arbeit des Tages abgestumpft wurde. Diese Kreise haben ein unabweisbares Bedürfnis nach starkem Nervenreiz, und wenn es nach Voltaire nur eine verwerfliche Gattung gibt, die Langeweile erregende, so gilt ihnen alles verwerflich, was ihre Nerven nicht erregt. Von Schrecken und Grauen aller Art müssen sie sich durchbebt fühlen, wenn sie Beifall spenden sollen. Wenn dabei die Unbildung Kraft mit Roheit verwechselt, wer will sie deshalb verdammen? Ihre Phantasie will einen desto kräftigeren Schmaus, je seltener sie sich einen bieten kann. Der Bauer trinkt selten Wein, aber er hält den Wein für schlecht, wenn er nicht einige Tage Kopfschmerzen verursacht. Er, der die ganze Woche in der frischen Luft weilt, fühlt sich Sonntags behaglich in einer überheizten Stube. Für ihn wie für alle bringt das Erholung, was einmal etwas anderes ist als das Gewöhnliche. Die Schriften, die ihm stark, ja grob gezeichnete und abstechende Charaktere, heftige Ausbrüche gewaltiger Leidenschaften und vor allem viel, viel Handlung darbieten, solche Schriften werden den Ungebildeten befriedigen, wie das Kind sich am meisten erfreut an Bildern mit kräftigen Umrissen und grellen Farben. Durch den Genuss solcher Schriften bekommen Ungebildete erst Gefallen am Lesen überhaupt und gehen dann zu Besserem, Bildenderem über, wenn sie es haben können, wenn sie dazu geleitet werden. Und hier ist die Stelle, wo volkstümliche Bestrebungen zur Verbreitung von Bildung einzusetzen haben. Hier ist noch immer ein reiches Feld der Thätigkeit offen für Volksbibliotheken und gemeinnützige Vereine.

Namenverzeichnis.

Albrecht, J. F. E. 24. 64. 85.
—, S. 63.
Amadis 2. 3. 98.
Apuleius 36.
Arnold, J. F. K. 87. 91. 105.
Baczko 6. 26. 44. 59.
Bardeleben 86.
Belani 105.
Bernhardi 101.
Bertrand, G. 61.
Blum 105.
Bornschein 83. 91.
Brückner 82.
Buchholz, K. A. 75. 85. 91.
Buchholtz, A. H. Nachtr. zu S. 5.
Bürger 8. 83.
Cartouche 92.
Cervantes 3. 98. 101.
Chamisso, Nachtr. zu S. 36.
Clauren 107.
Cramer 35. 38 ff. 75 A. 76. 88 A. 90 A. 95. 97. 104.
Defoe 3.
Dellarosa 105.
Dietrich, E. 107 Nachtr.
Dumas 107.
Durach 86.
Engelhard 107.
Ewald 63.
Faust 64. 82.
Felswangen 86.
Filibert 38.
Fink 98.
Fischer, Chr. 76.
Fra Diabolo 93.
Gellert 4. 92.
Gleich, J. A. 105.
Goethe 1. 5. 25. 74. 77. 78. Faust 64. Götz 25. 69 A. 87. 89 A. Iphigenie 72. W. Meister 69. 78. 79.
Häberlin 105.
Hagemeister 98.
Hannikel 89.
Hanff 107.
Heinse, G. H. 8.
— W. (Ardinghello) 76. 78.
Heller 59.
Hempel, Fr. 106.
Hermes 94.
Hiesel, bayr. 89 f.
Hildebrandt, C. 104.
Hippel, H. v. 98.
Horn, Franz 47. 109.
Hundssattler 91.
Kähler, A. 38.
Karl, der grosse 92.
Karraseck 92.
Kerndörffer 43. 84.
Kleist (Kohlhaas) 37.
Klingemann, A. 76.
Kock, Paul de 107.
Konrad, J. M. 77.
Laun 107.
Lehmann, H. L. 92.
Leibrock, A. 105.
Lewis 61.
Lessing 4. 5. 31. 88.
List, Nikol 91.
Lubojatzky, Nachtr. zu S. 90.
Lucian 35.
Mandien 105,
Meissner, A. G. 26. 38. 40. 55.
—, C. W. 38.
Mühlenpfordt 22. 33.
Müller, H. A. 104.
Naubert 6.
Nicolai 104.
Nie(dt)mann 105.
Oertel 61.
Pabst 106.
Pahl 27.
Palm 97.
Paul, Jean 32. 33, 88 A.
Plutarch 78.